This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2486
B05Z7

UC-NRLF
$B 15 934

YC 02595

Otto Bremer
vom Verf.
14. 1. 06.

[redacted]

UNIV. OF
CALIFORNIA

Friedrich von Schiller.

Friedrich Schiller.

Ein Gedenkbüchlein

zum hundertſten Todestag des Dichters,

zuſammengeſtellt von

Dr. Adolf Schullerus.

UNIV. OF CALIFORNIA

Hermannſtadt.
Druck und Verlag von Joſ. Drotleff; Inhaber Peter Drotleff.
1905.

PT2486
B05Z7

PRESERVATION
COPY ADDED
NF 6191

BREMER

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Friedrich Schiller.

Geboren 10. November 1759, gestorben 9. Mai 1805.

1.

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 im württembergischen Städtchen Marbach geboren. Von Vater und Mutter her dem deutschen Volksstamme der Schwaben angehörend, war ihm damit schon in die Wiege ein herrliches Erbe geistiger Eigenart mitgegeben. Denn vor allen andern deutschen Volksstämmen zeichnet sich der Schwabenstamm durch Tiefe des Gemüts und zugleich durch die Fähigkeit aus, denkend den Dingen auf den Grund zu gehen. Einer seiner besten Söhne rühmte von den Stammesgenossen: „Sind so gescheut, wie nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheut zu sein.“ Daher ist Württemberg wohl das Land der Schwabenstreiche, zugleich aber die Heimat hervorragender deutscher Denker und Dichter. Unter ihnen der größte Friedrich Schiller.

Der Vater, Johann Kaspar Schiller, stand als Offizier in Diensten des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, die Mutter, Elisabetha Dorothea geb. Kodweis, war die Tochter eines wohlhabenden, später verarmten Wirtes in Marbach. Er von gedrängter kräftiger Statur, sie groß und schlank. Ein Jugendfreund des Dichters schildert sie: „Ihre Haare waren sehr blond, beinahe rot, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge, denkende Frau an.“ Aber sie war nicht nur eine kluge und tüchtige, sondern auch eine fromme Frau. Schon frühe begann sie ihren Kindern Stellen aus dem Neuen Testamente vorzulesen und zu erklären, und noch in späten Jahren erinnerten sich die Kinder dankbar daran, wenn sie ihnen auf Spaziergängen in allem, was sie bemerkten und beobachteten, die Größe und die Allmacht Gottes deutlich gemacht hatte; und erinnerten sich, wie die Mutter, als sie an einem Pfingstmontag von Ludwigsburg nach Marbach gingen, die Geschichte von den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus so rührsam erzählt hatte, daß ihnen der Berg, den sie erstiegen, zum Tabor wurde, und sie betend auf die Kniee sanken. Ein solch frommer Geist herrschte in dem Vaterhause Schillers. Wenn der Vater das Morgen- und Abendgebet in feierlichem Tone sagte, eilte der Knabe von seinen Spielen herbei. Die blauen Augen zum Himmel gerichtet, die Stirne vom rötlichgelben Haar umwallt, stellte er sich andächtig mit in den Kreis der Familie.

Der Beruf des Vaters brachte es mit sich, daß er den Wohnort öfters wechseln mußte, bis er 1764 nach Lorch, 1766 nach Ludwigsburg versetzt wurde, wo dann auch sein Knabe Fritz des Segens eines geregelten Schulunterrichtes teilhaftig wurde. Zeugnisse lebhafter Empfindung

M122070

UNIV. OF CALIFORNIA

und reichen Phantasielebens hatte er schon in früher Kindheit abgelegt. Einige von ihnen mögen hier nach den Erinnerungen seiner Schwester mitgeteilt werden, weil sie zugleich auch ein helles Licht auf die Art des Elternhauses werfen.

Als die Eltern noch im kleinen Städtchen Lorch wohnten, wo Fritz mit seiner Schwester Christophine als siebenjähriger Knabe die Volksschule besuchte, brachten die Geschwister manchen hellen Wintertag am Fuße der Berge mit kindlicher Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte verschwiegen an dem Pförtchen des Tores, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und lustig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig und gutmütig ausübten. Anders stand es mit dem Respekt vor dem Vater. Da hatte die Nachbarin dem kleinen Fritz sein Leibgericht, Maisbrei (Palukes), in der Küche angeboten. Aber er war kaum über den Brei geraten, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzuteilen, an der Küche vorbeiging, ihn aber gar nicht bemerkte; allein der Arme erschrack so heftig und rief: „Lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder tun, nie wieder!“ Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte: „Geh' nur nach Hause.“ Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei verließ er seinen Brei, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme, und brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich. Vielleicht stand im Hintergrund der Gewissensangst auch hier eine versäumte Schule.

Aber doch regte sich schon damals Lust und Zukunftshoffnung geistigen Schaffens. Der Eindruck des würdigen Pfarrers des Ortes, Moser, weckte im Knaben die Lust, selbst Geistlicher zu werden. Seine Schwester erzählt: „Er fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem (sonst) wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche sehr geschickt zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abteilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.“

Der geistig rege Knabe bestand die ersten Prüfungen der Lateinschule mit glänzendem Erfolge, und schon rückte die Zeit heran, da er sich im Einverständnis mit dem Willen der Eltern dem Fachstudium der Theologie, dem seine ganze Neigung zustrebte, zuwenden wollte, als die Hand des damals regierenden Herzogs von Württemberg, Karl Eugen, gewalttätig in sein Leben eingriff.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts fand das Deutsche Reich in trauriger Verfassung. Nicht nur daß es in eine Unzahl kleiner Staaten

und Staatchen zerrissen war — noch hatte König Friedrich der Große von Preußen kaum den Grund zur künftigen Größe des Reiches gelegt —, sondern in den einzelnen Staaten selbst herrschte ärgste Mißwirtschaft und sittliche Auflösung. Nach dem Muster des französischen Hofes in Paris führten die deutschen Fürsten an ihren kleinen Höfen ein üppiges Lasterleben; das Geld brachten sie durch Erpressung der Untertanen, ja sogar durch Seelenverkauf zusammen, indem sie an Frankreich oder England die junge Mannschaft des Landes zu Kriegszwecken verhandelten und sich dafür teures Geld zahlen ließen. In solch schwelgerischem Leben mitten drin stand auch der junge Herzog Karl Eugen von Württemberg, der zwar am Hofe Friedrichs des Großen erzogen und von ihm das Lob erhalten hatte, daß er „im stande wäre, auch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut hätte", bald nach seinem Regierungsantritt aber im Sündenstrudel unterging. Die Hofhaltung des Herzogs wurde eine der glänzendsten in Europa. Eine große Anzahl von Residenz- und Lustschlössern wurden mit märchenhafter Verschwendung gebaut, aus Frankreich und Italien wurden Theater- und Operngesellschaften herbeigeholt, und auf ihre Erhaltung wurden Unsummen verschwendet. Eine Unzahl von ausländischen Nichtstuern umschwärmten den Hof und gaben den Festlichkeiten, die sich Tag für Tag aneinanderreihten, größeren Pomp. Im Hochsommer begab sich der Herzog mit einem Troß von Köchen, Jägern, Künstlern auf das Lustschloß Graveneck; zur Winterszeit war jeden Sonntag großer Empfang bei Hofe, Montag und Donnerstag Ball, Dienstag und Freitag Oper, Mittwoch und Sonnabend Theater. Dazu dann die besonderen Festlichkeiten. Augenzeugen berichten darüber: „Auf hohen Bergflächen wurden mitten im Winter große Seen gegraben, mit Wasser gefüllt, und Jagdschlösser errichtet. Die prächtigsten Gebäude, freilich nur leichte, aus Holz gezimmerte, aber mit allen Reizen der Maler- und Bildnerkunst geschmückt, von hundert Säulen getragen, von tausend Lampen erhellt und von den wohlriechendsten Blumen durchduftet, stiegen wie durch einen Zauberschlag aus der Erde. Der ganze Olymp wurde versammelt, den hohen Herrscher zu preisen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigung in zierlichen Versen dar; die Orangengärten, in einer Länge von tausend Fuß und einer Breite von einhundert, wurden mit mächtigen Gebäuden von Glas überspannt, um sie vor der Winterkälte zu schützen; da bogen sich die Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte; da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbst. Einem Sternenhimmel gleich leuchteten über den Blumenbeeten 100.000 Glaslampen, und die Springbrunnen von 30 Bassins verbreiteten Kühlung. Großartige Spiele, dramatische Darstellungen und Konzerte wurden in diesem Garten aufgeführt, und bei einem solchen Feste teilte der Herzog einmal in weniger als fünf Minuten für 50.000 Taler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen aus." Es war natürlich, daß der Herzog das Geld zu diesem verschwenderischen Leben nur durch Aussaugung des Landes mit Hilfe gewissenloser Minister und Beamten sich verschaffen konnte. Es waren feile, gewalttätige Gesellen, die selbst von Zeit zu

Zeit der Laune des Herzogs oder dem Neide anderer Hofbeamten zum Opfer fielen. Der eine wurde gehenkt, einem andern, dem Obersten Rieger, der bis dahin der Allgewaltige im Lande gewesen, riß der Herzog auf eine Anzeige hin plötzlich während der Parade die Orden ab, stieß ihn mit dem Stock vor die Brust und ließ ihn sofort auf eine Festung bringen, wo er vier Jahre lang unverhört in einem Kerker ohne Tageslicht, ohne Tisch, Stuhl und Bett lag. Das Volk aber mußte mit Schweiß und Blut diese Belustigungen des Herzogs bezahlen. Kein Wunder, daß viele der Heimat den Rücken wandten und ihr Glück jenseits des Meeres, in Amerika und Afrika, suchten. Damals dichtete Daniel Schubart das „Kaplied", das heute noch, allerdings als „Amerikalied", bei uns gesungen wird:

„Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt es auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Jeder Widerspruch gegen dieses Lasterleben wurde mit Gewalt unterdrückt. Als die Abgeordneten des Landtages vor dem Herzog selbst Klage erhoben und auf die Not des Vaterlandes hinwiesen, schrie sie der Landesfürst an: „Was, Vaterland! Ich bin das Vaterland!" und warf sie in den Kerker auf Hohenasperg.

Die Ernstgestimmten im Land aber suchten aus diesem heillosen Strudel des Verderbens, in den das ganze Land hineingezogen war, Rettung in den Tröstungen der Religion und im stillen Leben des christlich durchleuchteten Hauses. Man verspottete sie als „Pietisten", aber vortrefflich wußte einer unter ihnen einem Hofmann zu antworten, als dieser in einer Gesellschaft fragte, was ein Pietist sei. Er stellte die Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was tut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?" „Er geht durch." „Und was tut er dann?" „Er sucht sich einen gelindern Herrn." „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Deshalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist." Vom Hauche dieses Geistes war auch das Vaterhaus Schillers belebt.

Da trat zu Beginn der siebziger Jahre im Herzog eine Umwandlung ein. Er war der Willkür und rohen Schwelgerei müde geworden. Dazu kam der veredelnde Einfluß einer Frau, Franziska von Leutrum, die als seine Geliebte zur „Reichsgräfin von Hohenheim", später, als die vom Herzog geschiedene Gemahlin, Herzogin Friederike, starb, zur regierenden Herzogin erhoben wurde. Nun wurden die Schmarotzer vom Hofe entlassen, die prunkvollen Feste hörten auf, und der Herzog begann sich den ernsteren Bedürfnissen seines Hofes und Landes zuzuwenden. Vor allem lockte ihn die Errichtung einer höheren Schule zur Erziehung der Offiziere und Beamten des Landes. So errichtete er 1771 eine „militärische Pflanzschule", die 1773 in eine „Herzogliche Militär-Akademie" umgewandelt wurde, 1775 nach Stuttgart verlegt und 1781 als „Hohe Karlsschule"

den Rang einer Universität erhielt. Der Unterricht der Militärpflanzschule hatte ungefähr den Charakter unserer Gymnasien, woran sich eine militärische, juridische und medizinische Fakultät anschloß, so daß sie, mit Ausnahme des Studiums der Theologie, zu allen höheren Berufsarten die Zöglinge vorbereitete.

Um nun diese Schule mit tüchtigen Schülern zu füllen, ließ der Herzog von allen Schulen des Landes die besten Schüler für sie ausheben. So fiel sein Blick durch die Empfehlung der Lehrer auch auf den jungen Friedrich Schiller. Doch was sonst als großes Glück erschienen wäre, dünkte hier ein schweres Verhängnis. Ging Friedrich Schiller in die Militärpflanzschule, so war es mit seinen Absichten und Hoffnungen auf das geistliche Amt aus. Doch die anfängliche Weigerung der Familie blieb erfolglos. Als der Herzog zum zweiten und dritten Male seine Aufforderung erließ, mußte der Hauptmann Schiller gehorchen, und mit schwerem Herzen am 14. Januar 1773 seinen wenig mehr als dreizehnjährigen Sohn, ausgestattet mit einem „blauen Röcklein, nebst Kamisol ohne Aermel, 43 Kreuzern Geld und 15 Stück unterschiedlichen lateinischen Büchern" in die Anstalt des Herzogs bringen.

Das Leben in der Pflanzschule war streng militärisch zugeschnitten. Die Schüler waren nach dem Range der Eltern in Klassen geschieden und wurden je nachdem, ob sie Adelige (Kavaliere), Offizierssöhne oder Bürgerliche waren, verschieden behandelt. Die Tageseinteilung beschreibt uns ein Bericht in sehr anschaulicher Weise: Nach Alter und Größe waren die Zöglinge zu je 50 bis 60 in Schlafsälen verteilt, welche ihnen außer den Lehrstunden zugleich als Aufenthaltsort dienten. Solche Säle bestanden in der Zeit von 1782 bis 1793 sechs, wozu noch die Schlafabteilung der Künstler zu rechnen ist. Zwei Säle waren für die Kavaliere, vier für die Bürgerlichen. Säulenreihen liefen an den Seiten der Säle hin, und zwischen je zwei Säulen stand das Bett eines Zöglings, so daß ein offenes, nur durch ein schwarzes Gitter abgeschlossenes kleines Gemach für jeden derselben gebildet war. Ueber dem Bette an der Mauer befestigt befand sich eine Bücherstelle. Die Uniform, welche zu tragen sämtliche Akademisten verpflichtet waren, bestand aus stahlblauen Röcken mit schwarzem Kragen und Aermelaufschlag und versilberten Knöpfen. Die Hosen waren von weißem Tuch. Die Adeligen hatten silberne Achselschnüre. Ein kleiner schwarzer Hut, vorn und rückwärts aufgekrämpt, mit silbernen Borten und Federbusch, Degen und Stulpstiefel vollendeten den gefälligen Anzug. Gleichförmigkeit der Frisur war strenge Regel; ein langer Zopf hing über den Rücken herab, an der Seite der Stirn war das Haar in Papilloten aufgewickelt.

Der Unterricht war für alle Studienabteilungen auf 8 Stunden im Tage bestimmt, von 7—11 und von 2—6 Uhr; nicht ein einziger Nachmittag blieb frei. 5 Uhr im Sommer, 6 Uhr im Winter war die Zeit des Aufstehens. Sobald der Anzug vollendet war, marschierten die Zöglinge paarweise geordnet in den Rangiersaal zu Musterung und Rapport, hierauf in den Speisesaal, wo lange Tafeln aufgestellt waren; eine der Tafeln in Hufeisenform war für die Adeligen bestimmt. Nach

dem Eintritt erfolgte das Kommando zum Gebet, wobei Stellung und Haltung der Hände genauen Vorschriften unterlagen. Ein zweites Gebet wurde nach eingenommenem Frühstück gesprochen.

Von hier weg marschierten die Zöglinge in ihre Lehrsäle. Nach 11 Uhr gingen sie sämtlich in ihre Schlafsäle zurück, um Anzug und Frisur in neue Ordnung zu bringen, dann folgte neue Musterung des Anzuges eines jeden Zöglings durch die Aufseher und Abmarsch zum Rangiersaal. „Sobald man nun den Herzog, oder in höchstdessen Abwesenheit den Intendanten, von weitem herbeikommen sieht, nimmt auf Kommando der Hauptleute das adelige und bürgerliche Korps die militärische Richtung; der Adjutant überreicht dem Herzog seinen Rapport; jeder Hauptmann meldet dem seiner Abteilung sich nahenden Erzieher mündlich, und der durchlauchtigste Stifter geht jetzt an den einzelnen vier Gliedern, die links und rechts zwei gerade Linien formieren, in Gefolge des Intendanten, der Majors und des Kapitäns der Abteilung langsam vorbei, schenkt jedem Zögling seinen gnädigsten Blick und unterhält sich mit manchem auf das herablassendste. Wenn sich hierauf die Zöglinge im Speisesaal zu Tisch gesetzt haben, so halten sie nur ein wenig inne; der erhabene Stifter tritt dann mit dem Wort »dinez, Messieurs«* dem Chevaliertisch näher und alle Zöglinge gehorchen mit einer tiefen Verbeugung."

Nach dem Mittagessen wurden die Abteilungen von einem Aufseher bis 2 Uhr spazieren geführt; von 6—7 Uhr war eine Erholungsstunde, worauf unter Erledigung gleicher Formalitäten wie am Morgen und Mittag das Abendessen eingenommen wurde. Unmittelbar darauf hatten sich alle Zöglinge zu Bett zu begeben.

Besonderes Gewicht wurde auf die äußere Ordnung und Pünktlichkeit in der Kleidung, in der Frisur wie im ganzen Gehaben gelegt. In der ganzen Anstalt verbrauchte man in einem Jahre vierzig Zentner Puder zum Weißpudern der Haare. Die Zopflänge der Zöglinge aber war so genau reguliert, daß, wenn sie sich vor dem Essen aufstellten, die Zopfenden eine schnurgerade Linie zu bilden hatten. Die Kleider mußten die Zöglinge sich selbst reinigen, ebenso die Knöpfe und Schnallen blank putzen. Auch das Bett hatte ein jeder am Morgen selbst zu machen; während der Nacht hatten die Strümpfe rechts und links über die Bettlade herabzuhängen.

Hohe Festtage waren die Geburtstage des Herzogs und Franziskas von Hohenheim oder die Prüfungen, bei denen vom Herzog an die besten Schüler Ehrenmünzen verteilt wurden, wie er sich überhaupt Mühe gab, durch eigene Aufsicht den Geist der Anstalt in militärischer Zucht zu lenken. Unvermutet trat er oft in die Lern- und Hörsäle ein und prüfte die Kenntnisse der Schüler. Auch Strafen wurden nur vom Herzog erteilt. Die Lehrer überreichten den Schülern nur ein Billet, ein Papierblatt, auf dem das Vergehen aufgezeichnet war, und das der Schüler vor dem Mittagessen im Knopfloch zu tragen hatte. Wenn der Herzog sodann

* „Essen Sie, meine Herren!"

musternd durch die Reihen ging, bemerkte er die Billets, untersuchte die Angelegenheit und diktierte die Strafe. Dabei zeigte sich der Herzog oft leutselig und wohlgelaunt. Von Schiller selbst wird ein bezeichnender Vorfall erzählt. Er hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Mutwillen und mit Glück Personen nachzumachen. Davon hörte der Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie besuchte, forderte er Schiller auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Schiller weigerte sich vergeblich, und erklärte zuletzt, er müsse es tun, wenn der Herzog durchaus darauf bestehe; aber alsdann brauche er auch den Stock seiner Durchlaucht. Nun nahm er Gesten und Redeweise des examinierenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr Schiller heraus: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel!“ nahm die Gräfin an Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!“

Sonst aber konnte der Herzog auch den strengen Herrn herauskehren, namentlich wenn die Zöglinge es versuchten, den verbotenen Verkehr mit der Außenwelt herzustellen. Besuche aus der Anstalt und in sie waren strenge verboten, Bücher durften nicht hereingebracht werden, ja sogar die Briefe von und an Anverwandte mußten dem Herzog vorgelegt werden. Sein Hauptbestreben war, daß die Zöglinge keinem andern geistigen Einfluß ausgesetzt seien, als seinem Willen und seiner Leitung. Als ein Offizier, dem kurz zuvor eine sechzehnjährige Tochter gestorben war und dessen Frau sehr gefährlich darniederlag, das Ansuchen stellte, „der Herzog möge seine drei Söhne für den Fall, daß die Krankheit der Mutter tötlich werden sollte, auf kurze Zeit beurlauben, damit sie ihre Mutter auch noch zum letzten Male in dieser Welt sehen und ihren kindlichen Abschied von ihr nehmen könnten“, da antwortete der Oberinspektor der Schule, er dürfe dem Herzog diese Bitte nicht einmal melden, ohne eine für den Bittsteller „sehr ungnädige Antwort zu risquieren“.

In diese Anstalt trat der junge Schiller ein, ungern, und wie der ärztliche Befund lautete, „mit etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund“. Seine Kenntnisse wurden bei der Aufnahmsprüfung als befriedigend befunden, nur die Handschrift sei sehr mittelmäßig. Doch fand er sich, da er das Glück hatte, mit geistig strebsamen Kameraden rasch Freundschaft schließen zu können, bald in die Verhältnisse ein. Denn ihm fehlte es weder an Begabung noch an dem rechten Fleiß. Worin er sich nicht gleich hineinfügen konnte, war die strenge Ordnung, die den Knaben ganz anders in die Zucht nahm, als er es zu Hause und unter den Kameraden bisher gewöhnt war. Besonders schwer fiel ihm, daß er von seinen Eltern und Geschwistern so abgesperrt war — ein jüngeres Schwesterchen, das früh starb, hat er gar nicht zu Gesicht bekommen — und daß es auch seiner Mutter verboten war, ihm hie und da bei der spärlichen Kost der Anstalt etwas Gutes zuzustecken. So bestanden denn auch seine Vergehungen, um derentwillen er in seiner Studienzeit bestraft worden ist, zum größeren Teile darin, daß er einige Male versuchte, einen verbotenen Leckerbissen oder ein Buch von

draußen sich zu verschaffen. Als er einmal darüber ertappt wurde, daß er für 6 Kreuzer sich „auf Borg“ Wecken hatte kaufen lassen, wurde er mit 12 Weidenstockstreichen dafür gezüchtigt, ein andermal wurde er schwer gestraft, weil er mit einem anderen Kameraden sich von der Reinigungsmagd „Koffee“ hatte machen lassen.

Als Berufsstudium wählte sich Schiller das der Medizin, wobei er jedoch nicht nur die Krankheiten der Menschen und ihre Heilung kennen zu lernen sich bestrebte, sondern vor allem auch darüber sich Klarheit zu verschaffen suchte, in welchem Verhältnis im Menschen Geist und Körper zu einander stehen, wie die Krankheiten des Leibes auf die Seele einwirken und wie wiederum die Leidenschaften der Seele den Leib krank machen. Ebenso großen Eifer freilich wandte der junge Karlsschüler den Dichtungen alter und neuer Zeit zu. Schon als Knabe hatte er seinen Vater zu Weihnachten und zum Geburtstage mit kleinen Gedichten überrascht, jetzt versuchte er sich an größeren Dichtungen. Er nahm ihren Inhalt aus der Bibel, die, ihm von Jugend an vertraut, nun in der schönen Sprache Luthers ihm auch das Vorbild für die Kraft seiner eigenen Sprache wurde. Die Geschichte Absaloms wollte er in einem Schauspiel darstellen, später sollte Moses der Held eines großen Gedichtes werden. Weil er so meisterlich die deutsche Sprache handhabte, wurde er öfters von den Lehrern dazu ausersehen, bei feierlichen Gelegenheiten die schwungvolle Festrede zu halten.

Im achtzehnten Lebensjahre begann er die Ausarbeitung eines Schauspiels, dessen Inhalt ihn selbst ganz ergriff. Da bei der strengen Tageseinteilung nicht viel Zeit zu solchen unerlaubten Nebenbeschäftigungen blieb, mußte er alle List anwenden, um für seine Dichtung sich einige Stunden herauszuschlagen. Unter dem Vorwand dringender Schularbeiten blieb er länger als gewöhnlich auf, oder er stellte sich krank und ließ sich ins Krankenzimmer bringen, weil dort nachts hindurch das Lämpchen brannte und ihm Licht zur Arbeit gab; oder auch, wenn er als junger Mediziner am Krankenbette eines Freundes zu wachen hatte, benützte er diese Gelegenheit zum Dichten, wobei es ihm freilich einmal passierte, daß er über dem Dichten in solche Begeisterung kam, daß er mit den Armen und dem ganzen Körper in Zuckungen geriet und dem armen Kranken ganz angst und bange wurde, sein Arzt sei närrisch geworden. Als das Stück fertig war, sonderte Schiller sich bei einem gemeinsamen Spaziergang der Anstalt mit einigen Vertrauten in einem Walde ab. Er stellte sich auf die hervorstehenden Wurzeln eines Fichtenbaumes und las den Kameraden die Dichtung vor. Immer begeisterter folgten sie seinen Worten, bis sie endlich in brausenden Beifall ausbrachen. Das war die erste öffentliche Vorführung des Schauspieles „Die Räuber“, das bald in der ganzen Welt Schillers Ruhm verbreiten sollte.

Was das Herz des jungen Dichters bewegte, goß er in diese Dichtung ein. Auf das Titelblatt schrieb er die Worte: „In Tyrannos,“ das heißt „Gegen die Tyrannen.“ Damit deutete er an, daß es zugleich eine Kampfschrift sei, mit der er gegen verderbte Zeit- und Lebensströmungen ankämpfen wolle: gegen die Verlogenheit und äußere Scheinheiligkeit, gegen

die Tyrannei unter dem Namen des Rechts. Die alte Geschichte vom „Verlorenen Sohn" bildet den Kern des Stückes. Es handelt von zwei Brüdern, von denen der eine feurig, leichtsinnig, aber im Grunde groß und edel in die Welt geht, während der andere seine kleinliche, kalte Seele unter dem Mantel des frommen, rechtschaffenen Lebens zu bergen vermag. Karl studiert auf der Universität in Leipzig. Seine leichtsinnigen Streiche haben dem Vater manche schwere Sorge bereitet. Nun endlich geht er in sich, er will sich bessern. Doch seinen reuigen Brief unterschlägt der Bruder. Verzweifelnd an der Vaterliebe und an der Gerechtigkeit der Welt geht Karl in die böhmischen Wälder und bildet mit seinen Kameraden eine Räuberbande. Der Gewalt will er Gewalt entgegensetzen, als trotziger Richter will er mit seinen Genossen Heuchelei, Scheinheiligkeit, Tyrannei, an die sich die Feigheit der Welt nicht heranwagt, treffen und strafen. Wohl muß er zu seinem Schmerz erfahren, daß seine Kameraden nicht alle zur Höhe seines sittlichen Ernstes sich erheben können und daß gemeine Mordlust und Raubfreude sich in seinen Kreis hereingeschlichen hat, aber andererseits findet er in ihnen einen treuen, edlen Kern. Auf die Aufforderung hin, ihn zu verraten, weisen sie selbst die angebotene Straflosigkeit zurück und folgen ihm. Da schwört er ihnen nun selbst, auch sie niemals zu verlassen. Das Heimweh und die Liebe zu seiner verlassenen Braut treibt ihn in die Heimat zurück. Hier kommt er gerade noch zur rechten Zeit an, um an dem entarteten Bruder, dem das Leben des Vaters zu lange dauerte, Rache zu nehmen, aber angesichts des Friedens der Heimat erkennt er, daß der Weg, den er eingeschlagen hatte, das Recht zu schaffen, doch nicht der rechte sein könne. Er muß bekennen: „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht. Ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Parteilichkeit gut zu machen, aber — o eitle Kinderei — da stehe ich am Rand eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grund richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte, Dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand." Wohl drängt es ihn, an der Hand seiner ihm treugebliebenen Braut in einem stillen Erdenwinkel seinen Frieden zu suchen, aber er darf nicht mehr glücklich werden, während seine Räubergenossen im Elend untergehn. Deshalb tötet er seine Braut und liefert sich selbst dem Gericht aus.

Das Stück erschien 1781 im Druck, ohne Namen. Es machte ungeheures Aufsehen. Sein Verfasser weilte damals nicht mehr in der Karlsschule, im Dezember 1781 war er als fertiger Mediziner entlassen und als Regimentsmedikus eingereiht worden. Ein kümmerliches Leben, ohne Berufsfreude, mit magerer Bezahlung, höchstens unterbrochen durch kräftige Trinkgelage, immer aber verschönt durch die Lust am dichterischen Schaffen. Dazu kamen schwere Geldsorgen. Das Stück war auf eigene Kosten gedruckt worden, das Geld dafür hatte sich der junge Dichter

borgen müssen. Honorare wurden damals nur wenig oder gar nicht bezahlt, nur die Aufführung versprach einiges einzubringen. Und eine solche Aufführung erfolgte tatsächlich bald, am 13. Januar 1782 in der Stadt Mannheim, wo ein hochgestellter Mann, Freiherr Heribert von Dalberg, der Intendant des dortigen Theaters, mit scharfem Blick den genialen Wurf der Dichtung erkannt hatte. Schiller selbst hatte der Vorstellung beigewohnt und war von dem Beifall, den sein Stück erhielt, so berauscht, daß er nun den Entschluß faßte, sich ganz der Dichtkunst zu widmen.

In Stuttgart freilich war das nicht möglich. Da stand ihm nicht nur sein verdrießlicher Beruf als Regimentsmedikus im Weg, sondern das ganze Leben war so enge, daß ein Dichterwort, und zwar das freie, wie es Schiller vor der sehnenden Seele stand, nicht Raum hatte. Das mußte er bald bitter erfahren. In den „Räubern" hatte der eine Genosse Karls, der Räuber Spiegelberg, seinen Kameraden geraten: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz, auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis' du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Darüber ward Schiller von der Schweizer Republik verklagt. Der Herzog verbot ihm kurzweg, andere als medizinische Schriften drucken zu lassen. Und als er ein zweites Mal ohne Urlaub zur Theateraufführung der „Räuber" nach Mannheim reiste, steckte der Herzog ihn auf vierzehn Tage in Arrest. Hier in der Einsamkeit, außerdem gequält durch einen heftigen Husten, den er sich auf der Reise geholt hatte, reifte in ihm der Plan, aus Stuttgart zu fliehen und in Mannheim sich eine neue Lebensstellung zu schaffen. Durch Unterstützung eines treuen Freundes, des später berühmten Klavierfabrikanten Streicher, gelang ihm am 22. September 1782 während eines Hoffestes die Flucht. Während man sich am Herzoghofe zur großen Jagd des nächsten Tages vorbereitete und in den Wäldern die Wachtfeuer wach hielt, damit die fünftausend Hirsche, die morgen niedergeknallt werden sollten, nicht durchbrechen könnten, packte Schiller in seiner Wohnung seine Habseligkeiten zusammen. Fast hätte er über einem Gedicht, das ihm beim Einpacken noch beigefallen war, die Abfahrt versäumt. Nachts 10 Uhr kamen sie ungefährdet durch die Wachtposten des Stadttores. Als sie von weitem die Lichter des herzoglichen Schlosses leuchten sahen und Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigte, wo seine Eltern wohnten, überkam ihn plötzlich ein unverdrücktes Schluchzen: „Meine Mutter!" Am Morgen des 24. September langte Schiller mit einer ganz geringen Barschaft an Geld, aber die Zukunft vor Augen, in Mannheim an.

2.

Dem ersten Jubel der errungenen Freiheit folgten gar bald trübe Tage. Zwar die eine Gefahr, die Schiller bedrohte, daß der Herzog von Württemberg ihn verfolgen werde, blieb aus. Karl Eugen war vornehm denkend genug, weder auf einer Auslieferung Schillers zu bestehen, noch an den Eltern des undankbaren Karlsschülers Rache zu nehmen. Dafür

aber war der Empfang in Mannheim kühl und wenig erfolgversprechend. Schiller setzte auf ein zweites Theaterstück, „Fiesko“, das er in der Zwischenzeit gedichtet, große Hoffnung. Es war ebenfalls ein Freiheitsdrama und stellte die Befreiung Genuas von der Herrschaft seiner Fürsten dar. Aber beim ersten Vorlesen der Dichtung im Kreise der Schauspieler mißfiel das Stück völlig — wie es sich herausstellte, wegen der ungewohnten Art, wie der Dichter es selbst vorlas — und der Freiherr von Dalberg ließ sich, auch nachdem Schiller es nochmals umgearbeitet hatte, nicht herbei, es zur Aufführung für das Theater anzunehmen. Mitbestimmend dabei war gewiß vor allem die Furcht, durch Aufführung einer neuen Dichtung Schillers in unangenehme Verwicklungen mit dem Herzog von Württemberg zu kommen. Das waren bange Wochen. Von Hause aus kamen bittere Vorwürfe, daß der Sohn die Hoffnungen der Eltern zu Schanden gemacht habe, dazu drängende Mahnungen wegen den Schulden, die durch die Drucklegung der „Räuber“ veranlaßt worden waren. Und für die Zukunft die Aussicht immer trüber. Schillers Freund Streicher erzählt herzzerreißende Auftritte aus diesen Tagen; wie sie beide auf dem Wege nach Frankfurt, wohin sie zu Fuß wanderten, um etwaigen Nachstellungen des Herzogs zu entgehen, erschöpft sich in einem Wäldchen zur Rast niederlegten und Streicher die Wacht über den erschöpften Freund hielt; wie sodann ein Werbeoffizier des Weges kam und Schiller weckte, aber vor dessen großem und verwundertem Blick von dannen wich; wie Schiller in Frankfurt selbst in allen Buchhandlungen, in denen er, ohne seinen Namen zu nennen, nach seinen „Räubern“ fragte, zu hören bekam, das Buch sei reißend verkauft worden, aber doch nur ein Bettelgeld zugesprochen erhielt, als er ein neues Gedicht hier zum Drucke verkaufen wollte. Da ist wohl Schiller, wie er es in „Kabale und Liebe“ seine Lady Milford von sich erzählen läßt, auf der Mainbrücke bei Frankfurt gestanden, „sah in den Strom und fing eben an zu phantasieren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das tiefste wäre“. Aber schweigend hielt er aus, ohne ein Wort der Verbitterung, daß alle Freunde in Mannheim, die ihm vorher den Himmel versprochen hatten, achselzuckend sich von ihm abwandten. Er hielt es mit seinem Karl Moor aus den „Räubern“: „Die Qual erlahme an meinem Stolz. Ich will's vollenden.“ Einer freilich blieb ihm treu, Streicher, der allmählich, um den Freund zu halten, seine gesamte zu einer Kunstreise nach Hamburg und Wien bestimmte Barschaft aufzehrte und durch Klavierunterricht in Mannheim weiterhin sein Brot verdiente.

Als Schiller endlich einsah, daß in Mannheim seines Bleibens nicht sei, verkaufte er den „Fiesko“ für vier Goldstücke an einen Buchhändler und nahm das Anerbieten der Mutter eines seiner Stuttgarter Akademiegenossen an, den Winter auf ihrem Landgut zuzubringen. Hier in Bauerbach, als Gast der Frau von Wolzogen eine Zeit lang vor der äußersten Not geschützt, schrieb er im Winter auf 1783 ein drittes Drama, dessen Stoff schon lange in seiner Seele gegrollt hatte. Er nannte es „Luise Millerin“, auf Veranlassung eines ratgebenden Schauspielers taufte er es in „Kabale und Liebe“ um. Hatte er in den „Räubern“ seinen

Helden nur in Bausch und Bogen den Umsturz gegen das Unrecht, gegen Heuchelei, gegen die Gewalttat unter dem Schein des Rechts versuchen lassen, so stellte er nun in diesem Schauspiel Mißstände des Lebens und der Zeit dar, wie er sie mit eigenen Augen in Stuttgart gesehen und mit eigenem Herzen bitter empfunden hatte: den strengen Unterschied der Gesellschaftsklassen, da die Adligen voll Verachtung auf das Bürgerpack herabsahen, sie selbst sittlich und ebenso geistig herabgekommen, ohne höheres Streben als für die Nichtigkeiten der Unterhaltung, ohne Sinn für das Gemeinsame, ohne Verantwortung für Volk und Vaterland; das Bürgertum wiederum innerlich gebrochen, ohne Charakter und Stolz, bedientenhaft sich an der Gnade der „gnädigen Herren" sonnend.

Der Inhalt des Stückes ist einfach: Der Major Ferdinand von Walter verliebt sich in die Tochter eines armen bürgerlichen Musikanten und will sie heiraten. Das durchkreuzt, auch abgesehen von dem unüberbrückbaren Standesunterschied, die Pläne seines Vaters, des allmächtigen Präsidenten, der, durch ein Verbrechen zu seiner Stellung gelangt, nur durch besondere Hilfsmittel sich selber helfen kann, und deshalb den Sohn an die Geliebte des Herzogs verheiraten will. Um den Bund der Liebenden zu zerreißen, wird die Kabale geflochten. Der Musiker Miller wird unter einem nichtigen Vorwand verhaftet; die Tochter, durch Bedrohung des Lebens des Vaters eingeschüchtert, wird gezwungen, einen Liebesbrief an einen geistig halb verblödeten Kavalier des Hofes zu schreiben. Der Liebesbrief wird Ferdinand in die Hand geschmuggelt; schwer enttäuscht, teilt er mit der Geliebten den Giftbecher und erfährt erst sterbend von der Sterbenden, daß sie unschuldig ist und sie beide das Opfer seines Vaters geworden sind.

Wie greifbar, in erschreckender Anschaulichkeit treten aber in der reichen Ausführung der Dichtung die Zustände und einzelnen Gestalten jener Zeit hervor: unter den bürgerlichen Personen die alte Millerin, Luisens Mutter, die sich des jungen Kavaliers Besuch vom Standpunkt der „Präsente" gern gefallen läßt, und für den Kaffee und Schnupftabak beruhigt die Ehre ihrer Tochter hergeben will; der Musiker Miller, der sich bald im Bewußtsein väterlicher Verantwortung und bürgerlicher Ehre aufrichtet, bald in Ehrerbietung vor dem hohen Herrn in sich zusammensinkt. Unter den Vertretern des Adels neben dem feurigen Ferdinand, der die Schranken des Standes vorurteilsfrei durchbricht, der Präsident, der rücksichtslos selbst das Glück der Kinder seinem Ehrgeiz opfert, der Hofmarschall von Kalb, dessen ganze Gestalt ein Richterspruch über die Nichtigkeit des damaligen Hoflebens ist. Man höre nur seine Darlegung, warum er mit dem Oberschenk von Bock verfeindet ist:

Hofmarschall: Sie machen mich rasend. Wer, sagen Sie? Von Bock sagen Sie? — Wissen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zusammen sind? Wissen Sie auch, warum wir es sind?

Präsident: Das erste Wort, das ich höre.

Hofmarschall: Bester! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — wenn Sie sich noch des Hofballs erinnern — es geht jetzt ins einundzwanzigste Jahr — wissen Sie, worauf man den ersten Englischen tanzte, und dem Grafen von Meerschaum das heiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte. — Ach Gott, das müssen Sie freilich noch wissen.

Präsident: Wer könnte so was vergessen?

Hofmarschall: Sehen Sie, da hatte Prinzessin Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich ist, in Alarm — von Bock und ich — wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutensaal, das Strumpfband zu suchen — endlich erblick' ich's — von Bock merkt's — von Bock darauf zu, reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringt's der Prinzessin und schnappt mir glücklich das Kompliment weg. — Was denken Sie?

Präsident: Impertinent!

Hofmarschall: Schnappt mir das Kompliment weg. — Ich meine, in Ohnmacht zu sinken. Eine solche Malice ist gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann' ich mich, nähere mich ihrer Durchlaucht und spreche: Gnädigste Frau! von Bock war so glücklich, Höchstdenenselben das Strumpfband zu überreichen; aber wer das Strumpfband zuerst erblickte, belohnt sich in der Stille und schweigt.

Präsident: Bravo, Marschall! Bravissimo!

Hofmarschall: Und schweigt. — Aber ich werd's dem von Bock bis zum jüngsten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige, kriechende Schmeichler! — Und das war noch nicht genug — wie wir beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wischt mir von Bock an der rechten Frisur allen Puder weg, und ich bin ruiniert auf dem ganzen Ball.

Noch eine andere Szene setzen wir hierher, in der das Elend der Zeit so recht zum Ausdruck kommt. Lady Milford, die Geliebte des Herzogs, soll, damit ihre Stellung am Hofe einen äußern Schein bekomme, den Major Ferdinand von Walther heiraten.

Kammerdiener: Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Miladу zu Gnaden und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit. Sie kommen soeben erst aus Venedig.

Lady (hat das Kästchen geöffnet und fährt erschrocken zurück): Mensch! Was bezahlt dein Herzog für diese Steine?

Kammerdiener (mit finsterm Gesicht): Sie kosten ihn keinen Heller.

Lady: Was? Bist du rasend? Nichts — und (indem sie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest. — Nichts kosten ihn diese unermeßlich kostbaren Steine?

Kammerdiener: Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles.

Lady (setzt den Schmuck plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener): Mann! Was ist dir? Ich glaube, du weinst?

Kammerdiener (wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd): Edelsteine, wie diese da — ich hab' auch ein paar Söhne darunter.

Lady (wendet sich bebend weg, seine Hand fassend): Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich): O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädiger Landesherr ließ alle Regimenter auf den Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe! Nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entsetzen in den Sopha): Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

Kammerdiener: Ja, gnädige Frau! Warum mußtet Ihr denn mit unserm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind an Bajonetten zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wir Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt. — O, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören. —

Lady (steht auf, heftig bewegt): Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz. (Sanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann. Sie werden wiederkommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen.

Kammerdiener (warm und voll): Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrien: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater. — Am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" —

Lady (mit starkem Schritt auf und nieder gehend): Abscheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet, die Tränen des Landes. Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf. — Geh' du — sag' deinem Herrn — ich werd' ihm persönlich danken! (Kammerdiener will gehen, sie wirft ihm eine Geldbörse in den Hut.) Und das nimm, weil du mir Wahrheit sagtest. —

Kammerdiener (wirft sie verächtlich auf den Tisch zurück): Legt's zu dem Uebrigen! (Er geht ab.)

Lady (sieht ihm erstaunt nach; zur Kammerjungfer): Sophie, spring' ihm nach, frag' ihn um seinen Namen! Er soll seine Söhne wieder haben! (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Zu Sophien, die wieder kommt.) Ging nicht jüngst ein Gerücht, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüstet und bei vierhundert Familien an den Bettelstab gebracht habe? (Sie klingelt.)

Sophie: Wie kommen Sie auf das? Allerdings ist es so, und die meisten dieser Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven oder verderben in den Schachten der fürstlichen Silberbergwerke.

Bedienter (kommt): Was befehlen Milady?

Lady (gibt ihm den Schmuck): Daß das ohne Verzug in die Landschaft gebracht werde! — Man soll es sogleich zu Geld machen, befehl' ich, und den Gewinnst davon unter die Vierhundert verteilen, die der Brand ruiniert hat!

Sophie: Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchste Ungnade wagen.

Lady (mit Größe): Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen? (Sie winkt dem Bedienten; dieser geht.) Oder willst du, daß ich unter dem schrecklichen Geschirr solcher Tränen zu Boden sinke? — Geh' Sophie. — Es ist besser, falsche Juwelen im Haar und das Bewußtsein dieser Tat im Herzen zu haben!

Solche traurige Werbeszenen waren nicht aus der Luft gegriffen, auch in Stuttgart mögen sie sich abgespielt haben. Der hessische Landesfürst z. B. hatte seine Landeskinder an England zum Kriege in Amerika verkauft. Noch ist ein Brief von ihm erhalten, worin er seiner Freude Ausdruck gibt, daß in einer Schlacht bei Trenton von 1950 seiner Hessen 1650 Mann erschlagen wurden. „Erinneren Sie daran", schreibt er an den Oberbefehlshaber dieser Truppen, „daß von den 300 Spartanern, welche den Paß bei Thermopylä verteidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Major Meldorf, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche bei Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht zehn von seinen Leuten gefallen." Der brave landesväterliche Prinz von Hessen bekam nämlich von England für jeden Toten eine Extravergütung. — Andererseits aber ist die mitgeteilte Szene uns ein Zeugnis für die Verehrung, mit der Schiller an Franziska von Hohenheim hing, die ähnlich wie Lady Milford im glänzenden Laster ein edles Herz bewahrt hatte und ihre Stellung am Hofe dazu benützte, sittigenden Einfluß auf den Herzog und sein Lebenswirken auszuüben.

Vielleicht durfte er es auch ihr zuschreiben, daß der Herzog keine Anstalten traf, seinen entflohenen Staatsdiener mit Gewalt zurückzuholen. Das behob auch die Bedenken in Freiherrn von Dalberg, und so rief

denn dieser im Juli 1783 Schiller wieder nach Mannheim zurück, indem er ihn auf ein Jahr als Theaterdichter mit 500 Gulden Gehalt anstellte. Dafür sollte der Dichter drei Theaterstücke, „Fiesko", „Kabale und Liebe" und ein drittes, noch zu schreibendes liefern. Schiller ging mit gehobenem Herzen in das Anerbieten ein, schien doch jetzt sein Lebenstraum, sich ganz der Kunst widmen zu wollen, in Erfüllung zu gehen. Er warf sich sofort in die Arbeit, die außer der Fortführung seiner eigenen Dichtungen namentlich auch in der Zurichtung fremder Theaterstücke für die Mannheimer Bühne bestand. Am liebsten arbeitete er in der Stille der Nacht, ja es kam sogar vor, daß er am Tage die Fensterläden verschloß und die Kerzen anzündete, und die Freunde ihn so mitten am Tage bei Kerzenlicht, im Zimmer auf und ab gehend und mit heftigen Gestikulationen seine dichterischen Phantasien begleitend, fanden. Als eine Schauspielerin ihn einmal scherzend fragte, ob ihm die Gedanken denn nicht ausgingen, wenn er so die ganze Nacht hindurch dichte, antwortete er in seinem schwäbischen Dialekt: „Das ischt nit anders, aber schaun's, wenn die Gedanke ausgehn, da mal ich Rössel". Und in der Tat war die Handschrift seiner Dichtungen oft mit Pferden und kleinen Männchen vollgekritzelt. Und darum neckte die Freundin ihn, wenn ihr etwas an seinen Dichtungen nicht gefiel: „Da haben Sie wohl Rössel gemalt." — Aber auf die Dauer konnte Schiller die angestrengte Arbeit nicht aushalten. Dazu kam ein heftiges Fieber, das ihn packte und ihm wochenlang nur hie und da einen hitzefreien Tag zum Arbeiten freigab. So konnte er nur mühselig seine schon fertigen Stücke umarbeiten und zur Theateraufführung vorbereiten. „Fiesko" wurde mit wenigem Beifall, mit um so größerem „Kabale und Liebe" aufgeführt. Aber das dritte versprochene Stück rückte nur langsam vorwärts, und wurde bis Ende des Jahres nicht fertig, so daß Freiherr von Dalberg den Kontrakt mit dem Dichter nicht erneuern wollte.

Eine Zeit lang trug sich Schiller nun mit dem Gedanken, in Mannheim als Theaterkritiker zu bleiben und, so wie es Lessing in Hamburg getan hatte, durch seine Besprechung der Theateraufführungen den Geschmack des Publikums und die Kunst der Schauspieler zu heben. Aus diesem Streben heraus hielt er auch in der „Deutschen Gesellschaft" in Mannheim einen Vortrag: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?", worin er das Theater geradezu als moralische Anstalt pries und ihm die hohe Aufgabe stellt, durch die Kunst sittigend auf die Zuhörer zu wirken. Hier sollten sie, losgelöst von dem Zwange der Verhältnisse und der verkünstelten Mode, wieder lernen, rein menschlich zu empfinden. „Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönt aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist dies: ein Mensch zu sein". „Die Gerichtsbarkeit der Bühne frägt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt." Wenn die Gerechtigkeit erkauft wird, und „Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. . . . Kühne Verbrecher, die längst schon

im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen jetzt zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ihr schändliches Leben". — „Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen und so gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze". Aber die Wirkung der Schaubühne geht weiter. Sie schützt das Herz gegen seine Schwächen, indem sie „der großen Klasse von Toren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt". „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Komet, in welchen von dem denkenden bessern Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht." Irrtümer des Wissens, des Glaubens, der Erziehung zu bekämpfen, ist die Schaubühne so in der Lage, ja sie ist im stande, den Volksgeist zur Einheit zu erziehen. „Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leiteten, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihten, mit einem Wort, wenn wir es erreichten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." —

Verschiedene Unternehmungen, durch Gründung von Zeitschriften sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, schlugen fehl. Zwar verlieh ihm der Herzog von Weimar, Karl August, der Freund Goethes, dem er auf seiner Durchreise den ersten Akt des neuen Dramas „Don Carlos" vorgelesen hatte, den Titel „Weimar'scher Rat", aber in Mannheim war seines Bleibens nicht mehr, und Freiherr von Dalberg ließ ihm den Rat zukommen, er würde gut daran tun, die Dichterlaufbahn aufzugeben und sein medizinisches Studinm wieder aufzunehmen. Seine Lage wurde immer trüber, zumal auch von Stuttgart her die Gläubiger, denen er noch die Druckkosten für die „Räuber" schuldig war, immer heftiger drohten. Auch von seinen Eltern kamen mahnende, zuletzt bittere Briefe. Sie hatten es nur schwer ertragen, daß ihr Sohn, auf den sie so große Hoffnung gesetzt hatten, seine Lebensstellung aufgegeben und ins Unsichere sich geworfen hatte. Von Freunden hörte er, daß seine Mutter in der Sorge für ihn schwer erkrankt sei. Als sie aus dem Schwersten genesen war, schrieb sie ihm und fragte nach seinem äußern Befinden. Wichtiger wohl als die Frage, welchen Beifall seine Dichtungen fanden, war es ihr, zu wissen, ob er eine warme Wohnung und gutes Essen habe. Doch tröstete sie sich zum Schlusse: „Hausen und sparen will ich Ihm nicht rekommandieren, ich hoffe, Er würde es indessen gelernt haben." Der Vater aber, der für einen Teil der Schulden eingestanden war, bat ihn dringlich, daran zu denken, daß er noch jüngere, unversorgte Geschwister habe, und mahnte ihn, ihn nicht zu deren Nachteil im Stiche zu lassen. In dieser trüben Lage kam ihm wie ein befreiender Frühlingsstrahl ein

Brief zu, den er von Leipzig empfing. Da lud ihn ein junger Mann, der Konsistorialrat Christian Gottfried Körner, nachmals der Vater des Dichters Theodor Körner, ein, zu ihm zu kommen und als sein Gast, unbehelligt von äußeren Sorgen, an seinen Dichtungen zu schaffen. Die Braut Körners hatte eine von ihr und ihrer Schwester gestickte schöne Brieftasche hinzugelegt. Und wertvoller fast noch als diese Einladung war für Schiller das Geständnis der Verehrung und Zuneigung, das aus dem Briefe hervorleuchtete und das ihn um so mehr erhob, je mehr er sich von seinen nächsten Angehörigen und Freunden verkannt und unverstanden fühlte. Jubelnd schrieb er darüber: „Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen der Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis.“ Nach längerem Zaudern folgte er dem Rufe. Zu Ostern 1785 traf er in Leipzig ein.

Das rege Leben in der vielgeschäftigen Handelsstadt riß ihn aus seiner trüben Stimmung empor. Er begann von neuem die Arbeit am „Don Carlos“ und im Glück der neugefundenen Freundschaft dichtete er das „Lied an die Freude“, darin das schöne Bekenntnis:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf den Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Und ebenso das Gelöbnis:

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Als Körner mit seiner Braut Hochzeit hielt und nach Dresden übersiedelte, folgte er dem jungen Ehepaar dorthin nach. Es war ein für beide Teile angenehmes und fruchtbringendes Zusammenleben. Die Sommertage brachten sie oft auf dem Weinberggute Körners in einem Dorf bei Dresden zu. Als am ersten Morgen beim Frühstück Schiller auf ein frohes Zusammenleben das Glas erhob, stieß er mit seinem Glas so heftig an das der jungen Hausfrau, daß es in Scherben ging und der Rotwein sich auf das neue Damastzeug ergoß. Die andern waren entsetzt und sahen darin eine schlimme Vorbedeutung, aber Schiller rief in wilder Freude: „Keine Trennung! keiner allein! sei uns ein

gemeinsamer Untergang beschieden!“ Damit warf er die leeren Gläser über die Gartenmauer zu Scherben. Am nächsten Tage kaufte Frau Körner bei einem Goldschmied vier kleine silberne Becher, in denen die Anfangsbuchstaben der Freunde S (Schiller) K (Körner), M (Minna, die Gattin Körners), D (Dora, ihre Schwester) eingraviert waren. Sie blieben das Bundeszeichen der Freundschaft, und Schillers Becher wurde später nach seinem Abschied als teures Pfand in der Familie Körners in Ehren aufbewahrt.

Körner selbst war ein Mann von tiefer Bildung, der neben seinem juristischen Berufe große Vorliebe und feines Verständnis für Dichtung und Philosophie besaß. Ein Mann zugleich von festem Charakter und rechter Treue. Hatte er es doch nur durch seine Beständigkeit durchzusetzen vermocht, daß er, der aus reichem, vornehmem Hause stammte, die arme Braut, die „Kupferstechersmamsell“, wie seine Verwandten sie höhnend nannten, heimführen konnte. Es hatte seinen guten Grund gehabt, daß das Brautpaar gerade dem Dichter der „Kabale und Liebe“ dankbar seine Freundschaft anbot. Hatte er doch in dieser Dichtung mit flammenden Worten geschildert, was auch sie erlebten, die trennenden Schranken der Liebe durch das Vorurteil des Standesunterschiedes. Was Körner aber in unsern Augen besonders hochhebt, ist die selbstlose Hingebung, mit der er seit dem Beginn seiner Freundschaft sein Wissen und Streben in den Dienst des größeren Freundes stellte, ihm mit Rat und Tat zur Seite stand. Und das letztere mit solcher Feinfühligkeit und Zartheit, daß Schiller die Unterstützung durch ihn nicht als drückende Wohltat, sondern als frohe Freundschaftsbezeugung empfand.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten Körner und seine Frau Schritt für Schritt das Dichten Schillers, der ihnen jedesmal die in der letzten Zeit gedichteten Abschnitte vorlas, und lebten so das Glücksgefühl des dichterischen Schaffens mit, während sie hinwiederum, Körner mit scharfem, denkendem Verstande, seine Frau mit dem feinen Takte des Weibes, durch leise Winke und prüfendes Urteil die besten Kritiker abgaben. Noch bis in seine letzten Jahre hat Schiller mit seinem Körner alle Dichtungspläne brieflich durchgesprochen, hat von ihm manche Anregung, in selbständigem Beifall oder freimütigem Tadel immer fruchtbarste Förderung seiner Arbeit empfangen. Mehr noch als in der äußeren Lebensstellung hat Schiller in diesem innern Zusammenleben empfunden, welch einen großen Wurf es bedeutet, eines „Freundes Freund zu sein“.

In solch angeregtem Leben, das durch die Zerstreuung der großen Stadt für seine eigentliche Lebensaufgabe vielleicht zu angeregt war, vollendete Schiller seinen „Don Carlos“.

Die Dichtung zeigt schon den Uebergang von den feurigen Jugenddramen des Dichters zu den abgeklärten Schöpfungen seiner klassischen Periode. Noch ist es der frühere Gedankenkreis, dem der Inhalt der Dichtung angehört. Don Carlos, der zukünftige Erbe des Königreichs Spanien, steht äußerlich und innerlich in einem schweren Gegensatz zum Vater, dem finstern und gewalttätigen Herrscher Philipp II. Die ihm zugesagte, von ihm heiß geliebte Braut hat der Vater sich selbst vermählt.

Noch aber lodert die Liebe zur einstigen Braut, die ihm nun unnahbare Königin und Mutter ist, im Jüngling. Zugleich hat ihn der Strom der neuen Zeit ergriffen. Gedanken von Geistesfreiheit und allgemeinen Menschenrechten schwellen sein Herz, in das sein Jugendfreund, der Marquis Posa, den Keim der Freiheitsliebe gesenkt. Fast gelingt es, der neuen Zeit auch an Philipps Hofe Eingang zu verschaffen. Der König erwählt den jungen Marquis zum Ratgeber und zürnt ihm nicht, daß er in glühenden Worten von ihm für alle Bürger das Recht der Denk- und Glaubensfreiheit fordert:

Marquis Posa: . . . . Geben Sie Gedankenfreiheit. —
Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Tau den Wurm, und läßt
Noch in den toten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergötzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Doch der Plan Don Carlos', als Statthalter der Niederlande nicht nur der bürgerlichen Freiheit des niedergedrückten Volkes ihr Recht zu verschaffen, sondern auch das Licht der Glaubensfreiheit von dort aus in das Reich seines Vaters leuchten zu lassen, wird verraten, Marquis Posa wird heimlich ermordet und Don Carlos, da er von seiner Mutter Abschied nehmen will, vom Vater dem Ketzergericht überliefert.

Aber die schroffen Gegensätze, in denen Personen und Verhältnisse stehen, sind doch schon abgeklärt durch den Wohllaut der hier schon in schönen Versen fließenden Sprache und durch die Fülle der in gefällige Formen geprägten Gedanken, die zum bleibenden Besitz der Menschheit machen, was von jenen Helden mit ihrem Herzblut vergebens erkämpft werden wollte.

„Don Carlos" erschien 1787 im Druck, und die vollendete Dichtung gab Schiller den Mut, dorthin die Augen zu wenden, wo die deutsche Dichtung ihre Heimstätte hatte, nach Weimar.

Seit vor etwa 12 Jahren in Weimar als Gast, später als Freund und Minister des Herzogs Karl August, der junge Goethe eingezogen war und neben ihm die Dichter Herder und Wieland dem kleinen Städtchen den Glanz ihres Namens verliehen, galt Weimar in allen deutschen Landen als der Mittelpunkt der deutschen Literatur. Hier, wo Freundschaft und gleichgesinntes Menschentum den Fürsten mit den Dichtern

verband, war zur Wahrheit geworden, was Schiller einmal einen König aussprechen läßt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Allerdings fehlte es Schiller an einer besonderen amtlichen Berufsbefähigung, die ihm auch äußerlich den Anspruch auf Eintritt in jenen Weimarer Dichterkreis gegeben hätte. Wieland war Erzieher der herzoglichen Prinzen gewesen, Goethe war Jurist und Staatsmann und als solcher nicht minder tätig und von Erfolg begleitet wie als Dichter, Herder war Geistlicher und hervorragender Schulmann, Schiller war nichts als Dichter — und einen Dichterberuf als solchen kannte man damals noch nicht. Aber gerade das schwebte Schiller als Lebensaufgabe vor Augen. Er wollte nicht nur neben anderem auch Dichter sein, sondern im Lebensberuf als Dichter „auf der Menschheit Höhen" der Menschen Herz ergreifen, sie durch die Kunst zur Bildung emporheben, sie durch das Schöne, das der Gegenstand aller Kunst ist, erziehen. Aber erst in Entbehrung und schwerem Leiden gelang es ihm, solch hoher Auffassung des Dichterberufes Geltung zu verschaffen.

3.

Im Juli 1787 traf Schiller in Weimar ein. Der Herzog war leider verreist, und auch Goethe weilte schon seit länger als einem Jahre in Italien. Das war schon äußerlich ein übles Anzeichen, daß auch mit seiner Uebersiedlung nach Weimar wieder Jahre der Entbehrung und der unsteten Lebenshoffnung anfingen. Da machte er denn seine Besuche bei den übrigen „Größen" Weimars und richtete sich für fleißige Studien ein, die er auf geschichtlichem Gebiete machen wollte. Der „Don Carlos" hatte ihn zur Geschichte des Abfalls der Niederlande geführt, und in diese vertiefte er sich. Mit dichterischer Phantasie ließ er die Gestalten der niederländischen Freiheitshelden in ihrem Verzweiflungskampfe gegen die finstere Gewalt des spanischen Königs aufsteigen. Noch weiter zurück führte ihn die Geschichte, zum Leben und Dichten der alten Griechen. Aber während er dort seine Studien zu einer geschichtlichen Darstellung verarbeitete, goß er die aus dem Griechentum ihm entgegenwehende Stimmung in herrliche Gedichte. In den „Göttern Griechenlands" erhebt er die Klage, wie alle Poesie der Welt verloren gegangen, seit man den Blick für persönliches, göttliches Wesen im Weben der Natur verloren, und man die „entgötterte Natur" knechtisch nur „dem Gesetz der Schwere" dienen ließ. In den Olymp ist das fröhliche, hehre Volk der Götter zurückgekehrt — nur noch in des Dichters Lied leben sie weiter:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen.

In den „Künstlern" führt er aus, wie durch die aus griechischem Schönheitssinn erwachsene Kunst der Mensch zur Höhe seiner nach allen Seiten ausgreifenden Bildung gelangt ist:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige

In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Die Hand, die den Menschen zu dieser stolzen Höhe geführt, war die Kunst. Sie ist des Menschen eigenste Kraft.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Darum ist den Künstlern die hehre Aufgabe gegeben, die Menschen zu bilden, zu erziehen, den Dichtern vor allen, die das Wort, das schönste Gefäß der Gedanken, zu formen haben.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Diese Dichtungen reiften an der Wärme einer reinen Liebe, die nach mancher heftigen Leidenschaft früherer Jahre ihn jetzt erfaßt hatte. Im Winter 1787 hatte Schiller, als er mit einem Freunde einen Ausflug nach Rudolstadt machte, ein junges Mädchen, Charlotte von Lengefeld, das dort mit ihrer älteren, verheirateten Schwester Karoline und der verwitweten Mutter ein Landhaus bewohnte, kennen gelernt. Den Eindruck, den das schlichte Wesen und der für seine Ideen empfängliche Geist des schönen Mädchens auf ihn machte, muß tief gewesen sein, denn Schiller faßte sofort den Entschluß, den nächsten Sommer bei diesen ihm rasch liebgewordenen Menschen zuzubringen. Im Mai traf der Dichter in Rudolstadt ein und mietete sich in dem nahen Dorfe Volkstädt eine Wohnung für den Sommer, und hier begann das geistige Zusammenleben mit den beiden Schwestern, von denen ihm jede, die ältere durch sprühenden Geist, die jüngere durch weiche Empfänglichkeit, immer teurer wurde. Was er am Tage geschaffen, las er am Abend in der „Gartenhütte" den Schwestern vor. „In unserem Hause", erzählt Karoline, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns freuen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten. Ein Waldbach, der

sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserem innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemütes waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute."

Charlotte von Schiller.

Als die Tage kürzer wurden und Schiller nach Weimar zurückkehren mußte, war der Bund der Herzen, wenn auch das freiende Wort noch nicht gesprochen war, schon geschlossen. Das Hindernis war allerdings, daß Schiller zwar schon ein berühmter Dichter war, aber doch keine feste Stellung und vor allem kein festes Einkommen hatte, um einen Haushalt gründen zu können. Da half die Anerkennung, die er sich durch seine geschichtlicheu Arbeiten, namentlich durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande, erworben hatte. Er wurde zum Professor der Geschichte an der Universität Jena ernannt und konnte, da dem Titel auch bald ein kleines Jahresgehalt nachfolgte, im Februar 1790 seine Lotte heimführen.

Was seine Frau ihm gewesen, hat er nicht laut gepriesen, aber zwischen den Zeilen seiner Dichtungen guckt doch oft das feine, entschlossene Antlitz Charlottens heraus. Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Frauengestalten in Schillers Dichtungen einen eigenen, ausgeprägten Charakter zeigen, einem festen Willen Ausdruck verleihen, vor allem in tiefem Verständnis für die Aufgaben und Strebensziele des Mannes diesem ebenbürtig zur Seite stehen. Sollte da nicht überall das Bild seiner Lotte ihm vorgeschwebt haben? So in dem Gedichte, da er die „Würde der Frauen" preist:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Oder im hohen Liede von der deutschen Hausfrau:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Ein Schüler und Freund des Hauses hat aus der spätern Zeit der schweren Krankheit Schillers eine Stunde geschildert, die mehr als alle Poesie uns sagt, was Lotte dem Dichter gewesen ist. Schiller lag da, leicht entschlummert wie ein Marmorbild. Lotte befand sich im Nebenzimmer. Von Zeit zu Zeit kam sie an die Türe, sich nach ihm umzusehen. Sie nahte leise auf bloßen Strümpfen und ebenso leise kniete sie mit gefaltenen Händen an sein Bett hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte ihr Auge. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Lotte. Mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme ihr Haupt, und so blieb er auf ihrem Nacken ruhn, indem ihn die Kraft von neuem verließ.

Schiller hatte am 20. Mai 1789 an der Universität Jena seine Antrittsvorlesung gehalten, die er später unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universitätsgeschichte?" drucken ließ. Es folgten nun Jahre ernsten Studiums. Er hatte wohl anfangs gelächelt, daß mancher Studiosus von der Geschichte mehr wissen würde, als der Professor, aber nun suchte er auch hier festen Fuß zu fassen. Dazu kam das Studium der Werke des Philosophen Kant, in die er sich vertiefte und die auf seine ganze Denkart entscheidenden Einfluß gewannen. Von Kant lernte er, in der gemeinen Welt, die uns umgibt, nur wesenlosen Schein erkennen und das wahrhaft Seiende in den ewigen Ideen suchen. Von ihm wurde er in der hohen, sittlichen Auffassung des Lebens bestärkt, daß nicht das Streben nach Genuß, sondern das Bewußtsein der Pflicht sein Inhalt sei. Dabei blieb fürs Dichten keine Zeit übrig. Aber auch die Not des Tages, die ihn nötigte, für Kalender und Zeitschriften Aufsätze zu schreiben, um die geringen Einkünfte seiner Professorstelle zu erhöhen, nahmen ihn ganz in Anspruch, mehr als sein

schwacher Körper es vertragen konnte. Im Jahre 1791 fiel er in eine schwere Krankheit, deren äußere Zeichen Atemnot und Herzschwäche waren, und von deren Folgen er sich zeitlebens nie ganz erholt hat. Oefters Ohnmachtsanfälle schreckten die Gattin und Freunde, und bewirkten auch, daß schon die Nachricht von seinem Tode durch die Zeitungen ging. Das trug denn in wunderbarer Fügung des Schicksals zugleich auch dazu bei, daß sich dadurch seine äußere Lage merklich besserte. Der dänische Dichter Baggesen hatte im vorhergehenden Sommer Jena besucht und dabei von Schillers Dichtungen und von seinem ganzen Wesen einen solchen Eindruck davongetragen, daß er in seiner Heimat eine Schiller-Feier zu veranstalten beabsichtigte. Da traf ihn die falsche Nachricht von Schillers Tod. Um die geplante Schiller-Feier nun zur würdigen Leichenfeier umzugestalten, erbat sich Baggesen von Bekannten in Jena nähere Auskunft über Schillers letzte Tage und erhielt dabei die Nachricht, Schiller lebe zwar noch, aber er werde wohl schwerlich wieder zu Kräften kommen, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzureiben, um zu existieren. Da bewog der dänische Dichter den Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg, dem deutschen Dichter eine jährliche Pension auszuwerfen. „Wir bieten Ihnen auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen! Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen *eines* Erdballes umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen." Jubelnd teilte Schiller seinem Freund Körner die unverhoffte Wendung seines Schicksals mit, und daß er nun Aussicht habe, seine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen seines Geistes zu leben. „Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Der Jubelruf war wohl zu verfrüht — von äußeren Sorgen ist Schiller auch später nicht frei geblieben, aber schwerer als das drückte ihn der kranke Körper, dem er immer wieder nur mit äußerster Kraftanstrengung und Selbstbeherrschung die herrlichen Schöpfungen des Geistes abringen mußte.

Zunächst waren es Jahre hindurch nur geschichtliche und philosophische Aufsätze, in denen er von seinen eigenen Studien der Mitwelt Kunde gab, vor allem die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", sodann die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", in denen er wie früher im Gedicht „Die Künstler" von der hohen Aufgabe der Kunst sprach, die Menschen nicht nur zu unterhalten und zu erfreuen, sondern sie sittlich zu erziehen. Der Ausgang der französischen Revolution hatte es gezeigt, daß die Menschheit noch nicht reif sei, die Idee der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu verwirklichen. Nun sollte die Kunst erst ihre bildende Hand an die Menschen legen und durch das Schöne und Erhabene seinen Geist und seine Gefühle verfeinern und so ihn zur Freiheit

und Selbstregierung reif machen. In schönen Worten weiß der Dichter namentlich die Aufgabe *seiner* Kunst, der Dichtkunst, zu preisen:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgenen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Und seine eigene Lebensaufgabe erkannte Schiller immer mehr darin, selbst in solcher Erziehung durch die Kunst führend voranzugehen. Darum lehnte er verschiedene ihm damals angebotene Stellungen als Schriftleiter von Zeitungen, durch die ihm ein sorgloses Leben gesichert worden wäre, ab, ebenso auch später eine Berufung als Professor nach Tübingen. Er wollte die Unabhängigkeit seines Geistes nicht aufgeben. In der Tiefe seiner Seele keimten schon damals die Entwürfe zu den großen dramatischen Dichtungen, die zur Zeit der Reife in wunderbarer Raschheit niedergeschrieben wurden.

Die besseren äußeren Verhältnisse nützte er 1793 auch zu einem längst ersehnten Besuch in der Heimat aus. Den Vater traf er trotz der 70 Jahre noch sehr rüstig und in ununterbrochener Tätigkeit — er führte, seit er den Militärdienst verlassen hatte, die Oberaufsicht in den herzoglichen Gärten in Stuttgart —, die Mutter gesunder als in früheren Jahren; die jüngste Schwester zu einem hübschen Mädchen erblüht. Seine Jugendfreunde erkanten ihn kaum wieder. „Er war ein ganz anderer Mann geworden", so schreibt einer von ihnen, „sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzug war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umganges sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen seines Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus."

Schon 1792 war Schiller eine große Ehrung zugedacht worden, indem die französische Nationalversammlung ihn in der Sitzung vom 26. August zum Ehrenbürger der Republick Frankreich erwählte. Mit ihm teilten diese Ehre noch der Dichter Klopstock, die Pädagogen Heinrich Campe, Pestalozzi. Bei Schiller war es wohl die in den „Räubern" und in „Fiesko" sich offenbarende Verherrlichung der freien Republik, in „Don Carlos" das Eintreten für die allgemeinen Menschenrechte, was die Aufmerksamkeit und ehrende Anerkennung der französischen Revolutionäre auf den deutschen Dichter lenkte. Doch hatte das werte Mitglied der Nationalversammlung,

schwacher Körper es vertragen konnte. Im Jahre 1791 fiel er in eine schwere Krankheit, deren äußere Zeichen Atemnot und Herzschwäche waren, und von deren Folgen er sich zeitlebens nie ganz erholt hat. Oftere Ohnmachtsanfälle schreckten die Gattin und Freunde, und bewirkten auch, daß schon die Nachricht von seinem Tode durch die Zeitungen ging. Das trug denn in wunderbarer Fügung des Schicksals zugleich auch dazu bei, daß sich dadurch seine äußere Lage merklich besserte. Der dänische Dichter Baggesen hatte im vorhergehenden Sommer Jena besucht und dabei von Schillers Dichtungen und von seinem ganzen Wesen einen solchen Eindruck davongetragen, daß er in seiner Heimat eine Schiller-Feier zu veranstalten beabsichtigte. Da traf ihn die falsche Nachricht von Schillers Tod. Um die geplante Schiller-Feier nun zur würdigen Leichenfeier umzugestalten, erbat sich Baggesen von Bekannten in Jena nähere Auskunft über Schillers letzte Tage und erhielt dabei die Nachricht, Schiller lebe zwar noch, aber er werde wohl schwerlich wieder zu Kräften kommen, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzureiben, um zu existieren. Da bewog der dänische Dichter den Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg, dem deutschen Dichter eine jährliche Pension auszuwerfen. „Wir bieten Ihnen auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen! Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen *eines* Erdballes umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen." Jubelnd teilte Schiller seinem Freund Körner die unverhoffte Wendung seines Schicksals mit, und daß er nun Aussicht habe, seine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen seines Geistes zu leben. „Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Der Jubelruf war wohl zu verfrüht — von äußeren Sorgen ist Schiller auch später nicht frei geblieben, aber schwerer als das drückte ihn der kranke Körper, dem er immer wieder nur mit äußerster Kraftanstrengung und Selbstbeherrschung die herrlichen Schöpfungen des Geistes abringen mußte.

Zunächst waren es Jahre hindurch nur geschichtliche und philosophische Aufsätze, in denen er von seinen eigenen Studien der Mitwelt Kunde gab, vor allem die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", sodann die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", in denen er wie früher im Gedicht „Die Künstler" von der hohen Aufgabe der Kunst sprach, die Menschen nicht nur zu unterhalten und zu erfreuen, sondern sie sittlich zu erziehen. Der Ausgang der französischen Revolution hatte es gezeigt, daß die Menschheit noch nicht reif sei, die Idee der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu verwirklichen. Nun sollte die Kunst erst ihre bildende Hand an die Menschen legen und durch das Schöne und Erhabene seinen Geist und seine Gefühle verfeinern und so ihn zur Freiheit

und Selbstregierung reif machen. In schönen Worten weiß der Dichter namentlich die Aufgabe *seiner* Kunst, der Dichtkunst, zu preisen:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgenen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Und seine eigene Lebensaufgabe erkannte Schiller immer mehr darin, selbst in solcher Erziehung durch die Kunst führend voranzugehen. Darum lehnte er verschiedene ihm damals angebotene Stellungen als Schriftleiter von Zeitungen, durch die ihm ein sorgloses Leben gesichert worden wäre, ab, ebenso auch später eine Berufung als Professor nach Tübingen. Er wollte die Unabhängigkeit seines Geistes nicht aufgeben. In der Tiefe seiner Seele keimten schon damals die Entwürfe zu den großen dramatischen Dichtungen, die zur Zeit der Reife in wunderbarer Raschheit niedergeschrieben wurden.

Die besseren äußeren Verhältnisse nützte er 1793 auch zu einem längst ersehnten Besuch in der Heimat aus. Den Vater traf er trotz der 70 Jahre noch sehr rüstig und in ununterbrochener Tätigkeit — er führte, seit er den Militärdienst verlassen hatte, die Oberaufsicht in den herzoglichen Gärten in Stuttgart —, die Mutter gesunder als in früheren Jahren; die jüngste Schwester zu einem hübschen Mädchen erblüht. Seine Jugendfreunde erkanten ihn kaum wieder. „Er war ein ganz anderer Mann geworden", so schreibt einer von ihnen, „sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzug war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umganges sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen seines Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus."

Schon 1792 war Schiller eine große Ehrung zugedacht worden, indem die französische Nationalversammlung ihn in der Sitzung vom 26. August zum Ehrenbürger der Republick Frankreich erwählte. Mit ihm teilten diese Ehre noch der Dichter Klopstock, die Pädagogen Heinrich Campe, Pestalozzi. Bei Schiller war es wohl die in den „Räubern" und in „Fiesko" sich offenbarende Verherrlichung der freien Republik, in „Don Carlos" das Eintreten für die allgemeinen Menschenrechte, was die Aufmerksamkeit und ehrende Anerkennung der französischen Revolutionäre auf den deutschen Dichter lenkte. Doch hatte das werte Mitglied der Nationalversammlung,

das den betreffenden Antrag stellte, wohl nur von andern Schillers Ruhm preisen gehört, seine Schriften selbst aber nicht gelesen, denn er ließ ihn als »Monsieur Gille« in das Protokoll eintragen, und so brauchte es sechs Jahre, bis man endlich in Schiller den »M. Gille publiciste allemand«* fand. Das Diplom kam, wie Schiller an Körner schrieb, ganz aus dem Reich der Toten, denn unterdessen waren alle, die es unterschrieben haben, selbst dem Blutgerüst zum Opfer gefallen.

Doch von ganz anderer Bedeutung als diese Ehrung durch eine fremde Nation war für Schiller die um diese Zeit beginnende Annäherung an Goethe, die bald zu einem innigen Freundschaftsbund führte. Beide Dichter waren anfangs mit Mißtrauen, ja mit offenbarer Abneigung einander gegenüber getreten. Als Schiller nach Weimar kam, hatte Goethe seine „Sturm- und Drangperiode" schon längst hinter sich. Auch er hatte in seinen jungen Jahren Dichtungen von loderndem Feuer geschrieben und damit den Sturm der Geister entfesselt. Seit seiner italienischen Reise und dem Studium der altgriechischen und römischen Kunst waren seine Kunstanschauungen gemildert und geläutert, und er sah nunmehr in der erhabenen Ruhe und Schönheit der altklassischen Kunstwerke das Ideal und Ziel alles Kunststrebens. Da fand er nun bei seiner Rückkehr aus Italien das deutsche Volk hingerissen von den Dichtungen eines jungen Feuergeistes, der nun wieder den Geschmack in eine Richtung hineindrängte, die er schon lange überwunden hatte. So erschien Schiller dem gereifteren, älteren Dichter mehr als Zerstörer denn als Förderer der deutschen Dichtkunst. Schiller hinwiederum ward von der kühlen, steifen Art Goethes im gesellschaftlichen Umgang abgestoßen und fühlte sich als brotloser Schriftsteller neben dem vornehmen Minister beengt und gedrückt. Aber mit der Zeit erkannte Goethe, daß Schiller nicht mehr der Schiller der „Räuber" und des „Fiesko" war, sondern daß auch seine Kunstanschauungen der Läuterung durch die alte Kunst zustrebten, und Schiller merkte, daß die steife Abgeschlossenheit Goethes nur den unverständig neugierigen Fragern und Bewunderern gegenüber sich einstellte, daß er aber bei verständnisvollem Eingehen in seine Gedanken und dichterischen Absichten von herzlicher Wärme und Freundschaft überfließen konnte. So bedurfte es nur eines zufälligen längeren Beisammenseins, um die beiden Dichter sich finden zu lassen. Sie lernten sich in ihrer besonderen Eigenart kennen und darum jeder den andern als wertvolle Ergänzung seines eigenen Wesens schätzen, Goethe in seinem Bestreben, die Dinge so zu nehmen, wie sie sich der sinnlichen Wahrnehmung durch Auge und Hand darbieten, Schiller mit der wunderbaren Fähigkeit, aus den einzelnen Erscheinungen die allgemeine Wahrheit herauszulesen. Goethe sah in der umgebenden Einzelwelt die großen Gesetze des Lebens, die Gedanken und Gefühle des eigenen Geistes sich widerspiegeln, Schiller nahm die Einzeldinge nur zum Ausgangspunkt für große, weltumspannende Ideen; Goethe lehrte: „Willst du ins Unendliche schreiten, geh' im Endlichen nach allen Seiten"; Schiller stellte

* „Herr Gille, deutscher Schriftsteller."

Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

CLIMAX
MEDICAL

in seinem „Wilhelm Tell“ im Freiheitskampf des kleinen Volkes die Idee der Freiheit dar, und führte von der schlichten Arbeit des „Glockengußes“ zu den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens.

So fanden sie sich zu inniger Freundschaft und Gemeinschaft des künstlerischen Strebens, neidlos ihren Wert gegenseitig abwägend und steigernd, hoch über dem nichtigen Treiben der nur nach Tagesruhm geizenden Literaten. So stellt sie auch das schöne Denkmal E. Ritschels in Weimar dar: beide Dichter nebeneinander stehend, der eine die Augen in die Weite der Welt richtend, der andere das Antlitz in idealem Schwunge zur Höhe erhebend, der eine mit festen Tritte die Erde behauptend, der andere fast nur über sie schwebend; in beider Händen aber der gemeinsame Lorbeerkranz. Und so hat auch Goethe später einmal geklagt, daß sich die Leute herumstritten, wer der größere Dichter sei, Schiller oder er, statt sich zu freuen, daß Gott dem deutschen Volk „zwei solche Kerle“ geschenkt habe.

Der Freundschaftsbund der beiden Männer ließ in beiden neue Lust zum Dichten erblühen. Auch Schiller wandte sich nun mit Eifer nach seinen geschichtlichen und philosophischen Studien wieder dem dichterischen Schaffen zu. Es entstanden im Jahre 1797 und 1798 die „Balladen“, von denen einige weiter unten als Proben folgen, „Der Taucher“, „Der Ring des Polykrates“, „Die Bürgschaft“, „Der Graf von Habsburg“ und andere. Im Jahre 1799 vollendete er „Das Lied von der Glocke“.

In den Balladen Schillers zeigt sich die vollendete Meisterschaft des Künstlers, die es vor allem versteht, das, was nacheinander geschehen ist, zu einer einzigen Handlung zusammen zu fassen und als dramatisches Bild vor unsere Augen zu stellen, in der „Glocke“ aber schildert der Dichter in doppelter Anknüpfung an den „Guß der Glocke“ und an die einzelnen Gelegenheiten ihres Erklingens das Leben des Menschen von der Wiege bis zum Sarge, in einer Sprache, die an Wohllaut und Schöne von keiner andern Dichtung noch übertroffen worden, mit einer Klarheit, die einen jeden das, was er selbst dunkel gefühlt hat, hier in verklärter Wahrheit finden läßt. Keine andere Dichtung Schillers ist so tief in das Gemüt des deutschen Volkes gedrungen, an keiner andern haben sich Tausende erhoben und haben ihres Glückes sich am besten erfreut, wenn sie es in die Worte der „Glocke“ kleiden konnten und haben in die Worte ihrer dumpfen Klage ihren eigenen Schmerz gebannt. — Doch sollen hier wenigstens dem Namen nach auch die schönen philosophischen Gedichte Schillers genannt werden, in denen er teils, wie in dem „Spaziergang“, die Entwicklung der menschlichen Kultur, teils, wie in dem Gedichte „Die Ideale und das Leben“, das Wesen des menschlichen Geistesstrebens darstellt, Gedichte freilich, deren wundervolle Schönheit sich des gedrängten Reichtumes der Gedanken und der hohen Sprache wegen sich nur dem gereiften Verstande erschließt.

Ein großes Gedicht, in dem Schiller zur Feier der Jahrhundertwende den trotz der Zerrissenheit des Deutschen Reiches und trotz des Niederganges in den napoleonischen Kriegen gewissen einstigen Sieges-

zug des deutschen Geistes zeichnen wollte, ist leider unvollendet geblieben. Doch sind auch die Bruchstücke, die sich erhalten haben, so schön, daß sie ein dauerndes Zeugnis dessen bleiben werden, wie stolz und groß Schiller von seinem deutschen Volke gedacht hat.

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Nach des Briten toten Schätzen
Und des Franken lüstern späht.

Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt.

Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt — es ist ihm unverloren — die Schätze von Jahrhunderten.

Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen, ist er berufen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte,
Und mit hohem Ruhm sich kränzt;
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn die Völker sich vereinen
In der Menschheit schönes Bild.

Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist, — unsere Sprache wird die Welt beherrschen.

Darf der Deutsche in diesem Augenblick, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt, — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und Deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Reich untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.

Im Jahre 1799 siedelte Schiller nach Weimar über, vornehmlich um näher an dem unter Goethes Leitung stehenden Theater zu sein. Denn eben hatte er „Wallenstein" vollendet und vor seiner Seele standen eine Reihe von dramatischen Entwürfen, die er ausführen wollte, so lange sein kränkelnder Körper es erlaubte. Das erste und im ganzen Aufbau machtvollste unter diesen Trauerspielen ist der „Wallenstein". Die Hauptgestalt des Stückes ist der Herzog von Friedland, Gustav Adolfs großer Gegner, den Hintergrund geben die Schrecken des dreißigjährigen Krieges ab. Im ersten Teil, dem „Lager", führt uns der Dichter das Heer Wallensteins in seinen verschiedenen Vertretern vor, eine zusammengewürfelte Masse aus aller Herren Ländern, aber zusammen-

geschmolzen zu einer Einheit durch die Anhänglichkeit an den bewunderten Feldherrn. Aber darin liegt ebenso sehr die Macht Wallensteins wie sein Sturz begründet. Losgelöst vom Vaterland und ohne große Ideale, für die sie kämpfen, war diese Masse ein treffliches Werkzeug für die ehrgeizigen persönlichen Pläne des Feldherrn, wie aber die Zersetzung in diese Einheit hineinkam, stob sie auseinander und ließ Wallensteins kühne Pläne in sich zusammensinken. Diese kühnen Pläne, Wallensteins Aufstieg und jähen Sturz, stellen der zweite und dritte Teil des Dramas „Die beiden Piccolomini" und „Wallensteins Tod" dar. Wallenstein will sich vom deutschen Reich loslösen und mit Hilfe der Schweden sich zum König vom Böhmen erheben lassen. Schon hat er die böhmischen Großen des Landes, deren hussitisches Blut sich gegen die katholische

Schillers Wohnhaus in Weimar.

Unterdrückung Habsburgs, deren tschechisch-nationale Abkunft sich gegen das deutsche Reich sträubt, für sich gewonnen, und auch die vaterlandslosen Offiziere des Heeres haben sich ihm eidlich verpflichtet, da führt sein bester Freund und nun doch ärgster Gegner, Oktavio Piccolomini, die Heerführer zu ihrer Pflicht zurück. Er zeigt ihnen, wie Wallenstein in eigensüchtiger Absicht sie an sich gekettet und dem Kaiser entfremdet hatte. Im entscheidenden Augenblick, da endlich Wallenstein nach zu langem Schwanken und Zögern sich von Kaiser und Reich lossagt, versagt sein Heer den Gehorsam und gerade der, auf den er sein Vertrauen und sein Leben gesetzt, Oberst Buttler, wird zu seinem Mörder. Das Ringen einer gewaltigen Persönlichkeit mit den gegebenen Ordnungen und Mächten der Zeit, ihr Zusammenbruch, damit über der ehrgeizigen

Kraftentfaltung des Einzelnen doch die sittliche Ordnung der Gesamtheit den Sieg davontrage, das ist in diesem Trauerspiel zu erschütterndem Ausdruck gebracht. Und was von Anfang an die Zuhörer an diesen wie an seinen späteren dramatischen Dichtungen völlig berauschte, war der Zauber der schönen Sprache, die in den Schiller'schen Versen in vollem, bisher nie vernommenem Akkorde austönte.

Als Probe dieser schönen Sprache sei hier das Gespräch zwischen Octavio Piccolomini und seinem Sohn Max mitgeteilt, in welchem die Sehnsucht nach dem Frieden in den langen Greueln des dreißigjährigen Krieges so beredt zum Ausdruck kommt:

Octavio: Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt
Noch höhern Wert, mein Sohn, als kriegerischen,
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, schnellen Taten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerte Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's getan.
Max: O, laß den Kaiser Frieden machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Für's erste Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.
Octavio: Wie wird dir? Was bewegt dich so auf einmal?
Max: Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab' ihn
Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin-
Gekommen — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Tälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.
Octavio (wird aufmerksam): Und hätt' es diese Reise dir gezeigt?
Max: Es war die erste Muße meines Lebens.
Sag mir, was ist der Arbeit Ziel nnd Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,

Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.
Octavio: Viel lerntest du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!
Max: O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlass'ne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Tür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen. —
Questenberg (gerührt): O, daß Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

Auf „Wallenstein" folgte im nächsten Jahre schon „Maria Stuart", die Geschichte der unglücklichen Königin von Schottland darstellend, die den Glanz und die Schuld ihrer Schönheit im Kampfe gegen die mächtige Königin Elisabeth von England mit dem Tode büßte, im nächsten Jahre die „Jungfrau von Orleans", im folgenden „Die Braut von Messina". Am 17. März 1804 wurde zum ersten Male das Schauspiel aufgeführt, das unter allen dramatischen Dichtungen Schillers dem deutschen Volke das teuerste geblieben ist: „Wilhelm Tell."

Der Dichter führt uns in die Schweiz, an das Ufer des Vierwaldstätter Sees. Ein Fischerknabe singt vom Klingen und Rauschen der wundersamen Stimmen im See, der Hirte nimmt Abschied von den Bergen, der Alpenjäger preist die Gefahren und die wilde Schönheit der Eisberge. Da fährt der Sturm in das friedliche Leben hinein. Von außen und innen. Baumgarten, ein Landmann aus Unterwalden, stürzt atemlos heran und fleht, ihn zu retten. Er hat des Kaisers Burgvogt, der der Ehre seiner Frau nachstellte, erschlagen, und nun verfolgen ihn des Burgvogts Reiter. Keiner wagt es, ihn durch die vom Sturm aufgepeitschten Wogen des Sees hinüberzuführen. Doch Wilhelm Tell, der

Schütz aus Uri, tut's. Noch erkämpft er mit dem Nachen das jenseitige Ufer, da stürmen die Reiter herbei und zerstören, da sie ihr Opfer entflohen sehen, Hütte und Habe des Fischers. Der ringt die Hände:

Gerechtigkeit des Himmels!
Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Doch der Retter ist schon da; Wilhelm Tell.

Vor seinem Hause in Schwyz sitzt sinnend Werner Stauffacher und denkt der Not der Zeit, wie der deutsche Kaiser Albrecht von Oesterreich das freie Volk der Schweizer durch seine Burgvögte bedrückt und sie zwingen will, seine Freiheit aufzugeben und sich Oesterreich anzuschließen. Seine Hausfrau Gertrud weist ihm den Weg zur Rettung: mit den andern sich zusammentun und in gemeinsamer Tat das Joch der Fremden abzuschütteln. In Walther Fürsts Wohnung findet er den jungen Arnold von Melchthal. Den verfolgt der Vogt seines Gaues, weil er dem Knecht, der ihm die Ochsen vom Gespann forttreiben wollte, mit dem Stab den Finger zerbrochen hatte. Doch erst aus dem Gespräch der Männer erfährt der Jüngling, welch schreckliche Rache dafür der Vogt an seinem Vater genommen hat. Er hat ihm die Augen ausstechen lassen. Nun erkennen sie, es muß zur Tat geschritten werden. In stiller Nacht kommen die Vertreter der drei Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden auf dem Rütli zusammen. In feierlicher Volksversammlung erneuern sie den alten Bund der Väter. Die haben einst das Land besiedelt und es sich durch Blut und Schweiß zu eigen gemacht. Stauffacher spricht:

Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unserer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Die aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet:
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

Solche Hilfe liegt nur in ihnen selbst. So beschließen sie, zum Weihnachtsfest den allgemeinen Sturm auf die Schlösser der Fronvögte zu unternehmen. Bis dahin soll jeder still seines Weges gehen und die Rechnung des Tyrannen anwachsen lassen.

„Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache."

So beschließen die Bauern. Anders gesinnt ist der junge Adel des Volkes. Der alte Freiherr von Attinghausen, der selbst als Führer des Volkes in den Schlachten vorausgezogen, liegt im Sterben und sein Neffe und Erbe, Ulrich von Rudenz, hängt dem österreichischen Hofe an. Hier hört er nur den Kuhreihen und der Herdenglocken einförmig Geläut,

dort lockt ihn Rittertum und Glanz der großen Welt. Vergebens mahnt ihn der Oheim:

O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Doch Rudenz geht. Erst das tapfere Wort einer wackeren Schweizer Edelfrau, deren Liebe er sich gerade durch sein Rittertum zu erringen suchte, führt ihn wieder zu seinem Volke zurück.

An der Verschwörung auf dem Rütli hatte Tell nicht teilgenommen. Er meinte:

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Nun kommt auch für ihn die Stunde, seine Stärke zu zeigen. Auf der Wiese bei Altdorf hat der kaiserliche Vogt Geßler auf eine Stange einen Hut aufstecken lassen. Er stellt den österreichischen Herzoghut dar; ihn soll jeder grüßen, als ob es der Herrscher selber wäre. Das war geschehen, damit, wie der Vogt meinte, der Bauer den steifen Nacken beugen lerne. Tell geht mit seinem Knaben vorüber und grüßt nicht. Er wird von den Wächtern zur Rede gestellt. Es kommt zum Auflauf. Der Vogt selbst mit seinem Jagdgefolge erscheint. Tell gesteht seinen Ungehorsam ein. Da befiehlt ihm der Vogt, wenn er sein Leben retten wolle, von seiner Schützenkunst eine Probe zu geben. Mit eigener Hand bricht er von einem überhängenden Zweige einen Apfel. Den soll Tell von seines Kindes Haupt herabschießen. Vergebens bietet Tell seine Brust zum Tode, vergebens fleht die Menge um Erbarmen, droht Rudenz mit Abfall, der Vogt bleibt bei seinem Gebote. Tell schießt, trifft den Apfel. Doch einen zweiten Pfeil noch hatte er dem Köcher entnommen. Warum er es tat, sagt er dem Vogt offen ins Gesicht:

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.
Und Eurer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.

Tell wird gebunden aufs Schiff gebracht, das den Vogt über den See nach Küßnacht führen soll. Aber im Sturm, der sich erhebt, muß er seiner Banden entledigt werden, da er allein das Schiff steuern kann, und an einem Vorsprung des Ufers stößt er den Nachen in den See, — er selbst schwingt sich zum Ufer hinauf. Auf geheimem Pfade kommt er dem Vogt zuvor, und ehe dieser seine Burg erreicht, lauert er ihm in der hohlen Gasse auf. Dem kühnen Jäger ist es ein vertrauter Gedanke, daß es ein Kämpfen auf Leben und Tod gilt. Entweder das Raubtier, oder der Jäger. Für Tell steht nicht nur sein Leben auf dem

Spiel, sondern sein Weib, seine Kinder, die Freiheit seines Volkes. Darum erhebt er mit sicherer Hand die Mordwaffe. Der Vogt mit seinen Knechten reitet heran. Nun erst recht sinnt er Hartes für die Zukunft:

Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkünden. Ich will —

Da trifft ihn Tells Pfeil. Zu Tode getroffen sinkt er zu Boden.

Tells Tat hat den Aufruhr entzündet. Nun, da der gefährlichste der Vögte gefallen, ist es leicht, die Burgen der anderen zu brechen. Vor Tells Wohnung drängt sich das Volk, dem Retter für die errungene Freiheit zu danken. In den Jubelruf stimmen auch die Edelleute ein. Rudenz ist zu seinem Volke zurückgekehrt. Ihm reicht Bertha die Rechte, „die freie Schweizerin dem freien Mann", und Rudenz tritt wieder als Bürger in die Reihen der Bürger ein:

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

Die großen Dichtungen trugen Schillers Ruhm rasch durch die ganze Welt. Von Kaiser Franz II. wurde er in den Adelstand erhoben. Wohl wertvoller als diese Auszeichnung war ihm die Liebe des deutschen Volkes, die ihm überall entgegenschlug, wo er sich zeigte. Als im September 1801 die „Jungfrau von Orleans" in Leipzig zum ersten Mal aufgeführt wurde, war der Dichter selbst zugegen. Nach dem ersten Aufzug erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemein stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte alles eiligst aus dem Theater, um den geliebten Dichter aus der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die langen Reihen schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Das ist er!"

Noch eine letzte Dichtung war Schiller zu vollenden gegönnt. Als der junge Erbprinz von Weimar aus dem russischen Kaiserhause sich seine Gattin, Maria Paulowna, heimholte, wurde sie in der neuen Heimat mit der „Huldigung der Künste" begrüßt. In die Heimat der jungen Fürstin führte auch der letzte dramatische Entwurf, der den Dichter beschäftigte, „Der falsche Demetrius". Aber mitten in der rasch dahinschreitenden Arbeit erfaßte ihn seine Krankheit zum letzten Male. Am 9. Mai 1805 erlag er seinem Leiden. Er wurde in der Fürstengruft in Weimar beigesetzt, wo er neben Goethe ruht.

Wer Schiller gewesen, was er dem deutschen Volk und der Menschheit geworden, das hat keiner so tief und schön zu sagen gewußt, als sein ebenbürtiger Freund und Dichtergenosse Goethe. Zu des Freundes Ehren

veranstaltete er zehn Jahre nach dessen Tode eine festliche Aufführung der „Glocke“ in lebenden Bildern, und wo das Gedicht mit den Worten schließt:

Freude dieser Stadt bedeute
Friede sei ihr erst Geläute,

da setzt des Freundes Nachruf fort, sein Leben und Wesen in unvergänglichen Worten zeichnend:

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgefühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die tät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hört' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem, gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald rasch gewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort sich und uns zum köstlichen Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so im Würdigsten beschäftigt
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten,
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt.
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg hernieder stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heitrem Blicke las;
Doch wie er atemlos in unserer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig-schönen Jahren
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edeln Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut,
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's — von uns sich weggekehrt.
Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Aus Schillers Gedichten.

Reiterlied.

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann!

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Teilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!" rief Zeus[1] von seinen Höhen
Den Menschen zu; „nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein."

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.[2]

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?"
„Ich war," sprach der Poet, „bei dir."

„Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

„Was tun?" spricht Zeus — „die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

---

[1] Zeus, bei den Griechen der höchste Gott. — [2] Jovis Thron, so viel als Zeus' Thron.

Der Ring des Polykrates.[1]

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig",
Begann er zu Aegyptens König,[2]
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Szepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht." —

Und eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!"

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

---

[1] Polykrates, Tyrann (Fürst) der griechischen Insel Samos. — [2] Aegyptens König. Er hieß Amasis.

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen,
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch", spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil."

„Auch mir ist alles wohlgeraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld."

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnyen[1] weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen",
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Hier, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet

[1] Erinnyen, Rachegöttinnen.

Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring den du getragen,
Ich fand ihn des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück.“

Da wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort will ich, nicht mit dir zu sterben.“ [1]
Er sprach's und schiffte schnell sich ein.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp:
Zu tauchen in den Schlund?
Einen goldenen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Und wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See
Den Becher in der Charybde [2] Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

---

[1] Polykrates wurde in der Tat bald darauf von seinen Untertanen umgebracht.

[2] Charybde, der Wasserwirbel in der Meerenge von Messina. Die Griechen dachten sich dort ein Ungeheuer verborgen, das die Wasserfluten abwechselnd einschlürfe und wieder ausspeie.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült.
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stiller wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringt die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab.
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß.
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,

Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar;
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt mir aus felsichtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzig fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.
Es kommen, es kommen die Wasser all, —
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus,[1] der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;[2]
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium,[3] des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth[4] des Wandrers Blicken
Und in Poseidons[5] Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren;
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach —
Sei uns der Gastliche[6] gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

---

[1] Ibykus, griechischer Dichter aus Rhegium. — [2] Apoll, Gott der Dichtkunst. — [3] Rhegium, (griechische) Stadt in Unteritalien. — [4] Akrokorinth, Burg von Korinth. — [5] Poseidon, Gott des Meeres, besonders von den Korinthern verehrt. — [6] Der Gastliche, Zeus als Himmelsgott.

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Vor euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammerd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen[1]
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des erschlagenen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios[2] vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.

---

[1] Prytan, der Richter. — [2] Helios, Sonnengott.

Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt[1] von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungsraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen[2] Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

[1] Athen. — [2] Erinnyen (oder Eumeniden), Rachegöttinnen (das böse Gewissen).

Und glaubt er, fliehend, zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebt
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man im schwärzlichen Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus! — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —

Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter
Die Szene[1] wird zum Tribunal,[2]
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys,[3] dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.

---

[1] Szene, Theaterbühne. — [2] Tribunal, Gerichtsplatz.
[3] Dionys, Fürst (Tyrann) von Syrakus in Sizilien.

Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;[1]
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet:

[1] Gigantische Schatten, riesengroße Schatten.

An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs[1] heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler,[2] die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;

[1] König Rudolf, Rudolf von Habsburg. — [2] Wähler, die sieben Kurfürsten.

Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! In der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß.
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer[1] getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

[1] Meinen Schöpfer, der in das geweihte Brot verwandelte Leib des Heilands.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Das Lied von der Glocke.[1]

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen,
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.

[1] Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. Die Lebenden rufe ich. Die Toten klage ich. Die Blitze breche ich.

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen gold'nen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilde Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.

Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch!
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht.
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm!
Das ist Sturm!

Rot, wie Blut,
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule.
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dünne Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke.
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.

Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.

Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich tun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im munterm Bund,
Und im feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.

Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt

Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bildner.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt;
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;

Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.
Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Spruch des Confucius.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Wilst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit.
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren;
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,

Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen,
Der Kern allein im schmalem Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiligen Insel
Findet der tiefe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Mut fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut.

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt:
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andeye dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Unsterblichkeit.

Vor dem Tod erschrickst du! Du wünschest, unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet für sich.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Die schönste Erscheinung.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn;
Sahest du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Parabeln und Rätsel.[1]

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

[1] 1. Regenbogen. 2. Gedanke. 3. Mond und Sterne. 4. Weltall. 5. Tag und Nacht. 6. Auge. 7. Blitz. 8. Farben. 9. Pflug. 10. Funke.

2.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fährte,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.

Sie wandern rastlos hin und her
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fast es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen,
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.

Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Simme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß und Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halme,
Den stärksten Baum entzwei:
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, ist es tot!

8.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reih'n;
Drum fliehen wir das Haus der Toten;
Denn um uns her muß Leben sein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

9.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

10.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Aus dem Trauerspiel: „Die Braut von Messina."

1.

Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft,
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob ich mir, niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche.
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme;
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündet sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen. —

2.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.

3.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnichten Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,

Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröte
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.

4.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmt ihr euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde.
Diese Sonne, die jetzo nieder-
Geht, sie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegst du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die gräßliche Wunde!
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

5.

Durch die Straßen der Städte,
Von Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.
Die unerwünschte
Schmerzliche Botschaft
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
Wenn die Blätter fallen
In der Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen

Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band;
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.
Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

6.

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle.
Der die stachelnde Lust der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust,
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet

Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.
Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

7.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Aus: „Wallensteins Lager."

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf und spielen einen Walzer, erst langsam und dann immer geschwinder. Der erste Jäger tanzt mit der Aufwärterin, die Marketenderin mit dem Rekruten; das Mädchen entspringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu fassen, der eben hereintritt.

Kapuziner: Heisa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten?
Treibt man so mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoß?
Die Kriegsfurie ist an der Donau los,
Das Bollwerk des Bayerlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn'
Frißt den Ochsen lieber als den Ochsenstirn.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche,
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Tränen und Not,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigrot,
Hängt der Herrgott den Krigsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Rute,
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Und das römische Reich — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;

Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden,
Von dem Gräuel und Heidenleben,
Dem sich Offizier und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein,
Auf das Unrecht da folgt das Uebel,
Wie die Trän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das ist die Ordnung im ABC.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Meß,
Nichts tut, als in den Weinhäusern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlorenen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder;
Aber wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Tät' er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Taten Buß' und ließen sich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schoß?
Et ait illis, und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr niemanden schindet und plackt.
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlästert, auf niemand lügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit euer Löhnung
Und verflucht jede böse Angewöhnung.
Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemieren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren?

Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Mesner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschnen Munde geht,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.
Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David erschlug den Goliath,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie solche Fluchmäuler sind gewesen?
Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber wessen das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommißbrote.
Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergernis von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiß doch niemand, an wen der glaubt!

Erster Jäger: Herr Pfaff! uns Soldaten mag Er schimpfen,
Den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner: Ne custodias gregem meam!
Das ist so ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen tut verkehren.

Trompeter und Rekrut: Laß er uns das nicht zweimal hören!

Kapuziner: So ein Bramarbas und Eisenfresser,
Will einnehmen alle festen Schlösser,
Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Trompeter: Stopft ihm keiner sein Lästermaul?

Kapuziner: So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn,
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beide Jäger: Pfaffe! Jetzt ist's um dich geschehn!

Kapuziner: So ein listiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beide Jäger (auf ihn eindringend):
Schweig stille! Du bist des Todes!

Kroaten (legen sich drein): Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag' dein Sprüchel und teil's uns mit.

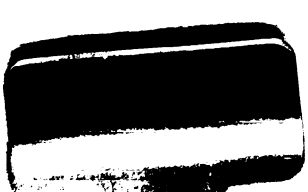
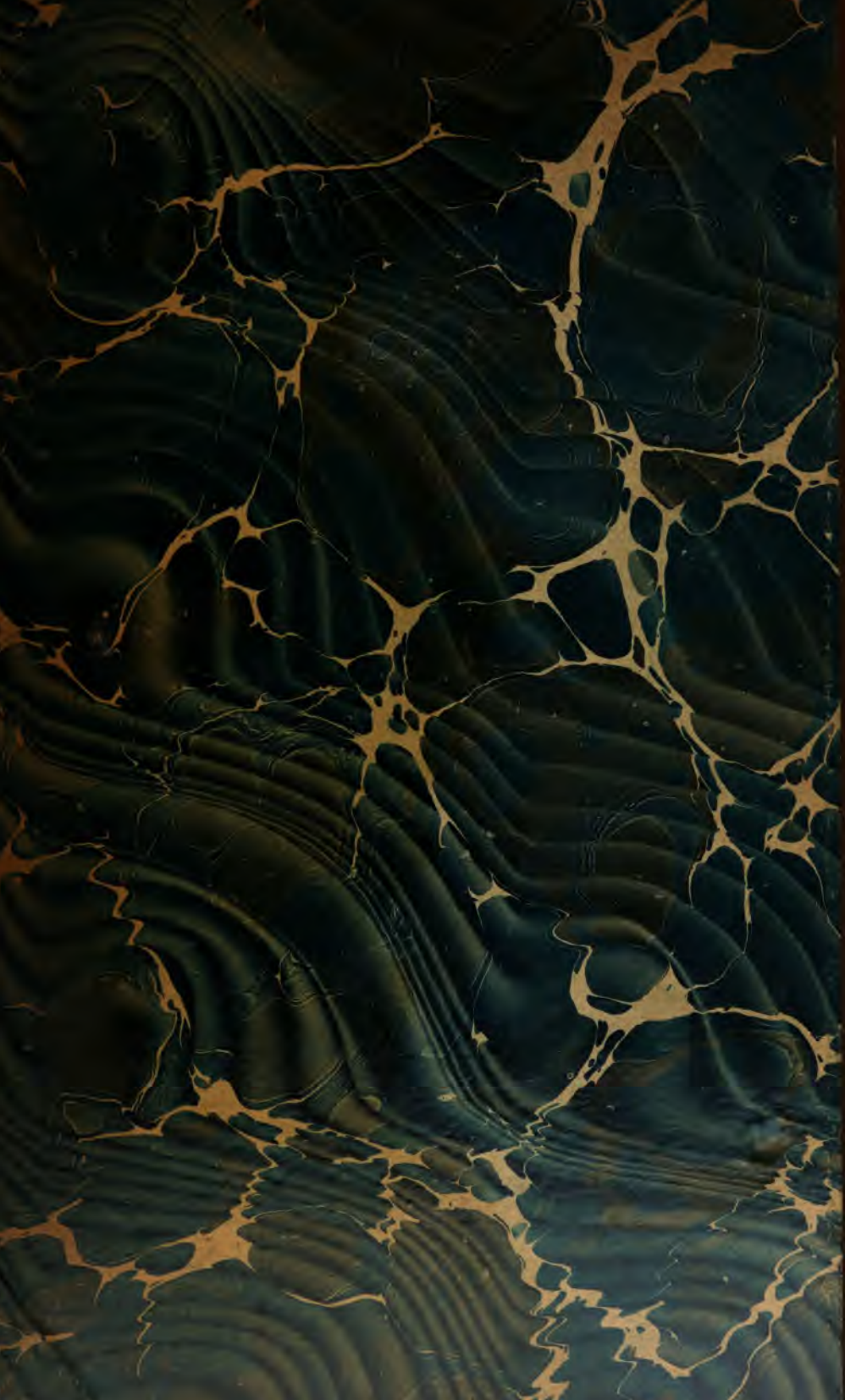
Kapuziner (schreit lauter): So ein hochmütiger Nebucadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt sich nennen den Wallenstein;
Ja freilich ist er uns allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses,
Und so lang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

(Er hat nach und nach bei den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme spricht, seinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024197445

YC 02595

M122070

PT2156
B15Z7

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY